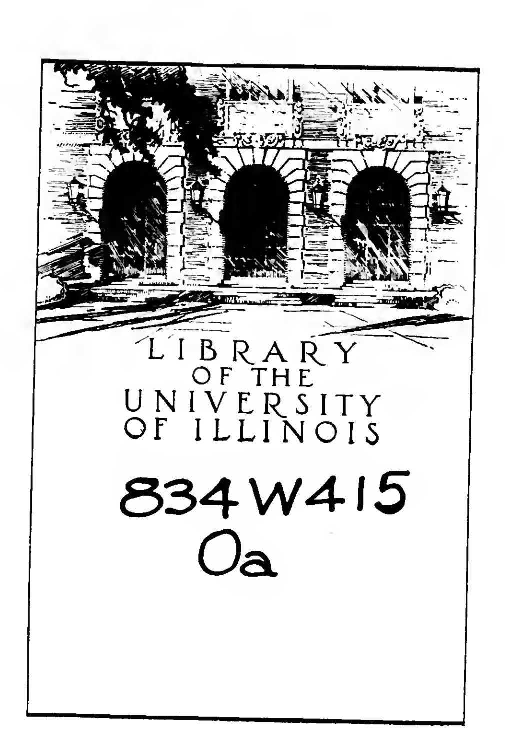
Armin T. Wegner

Das Antlitz der Städte

Egon Fleischel & Co
Berlin



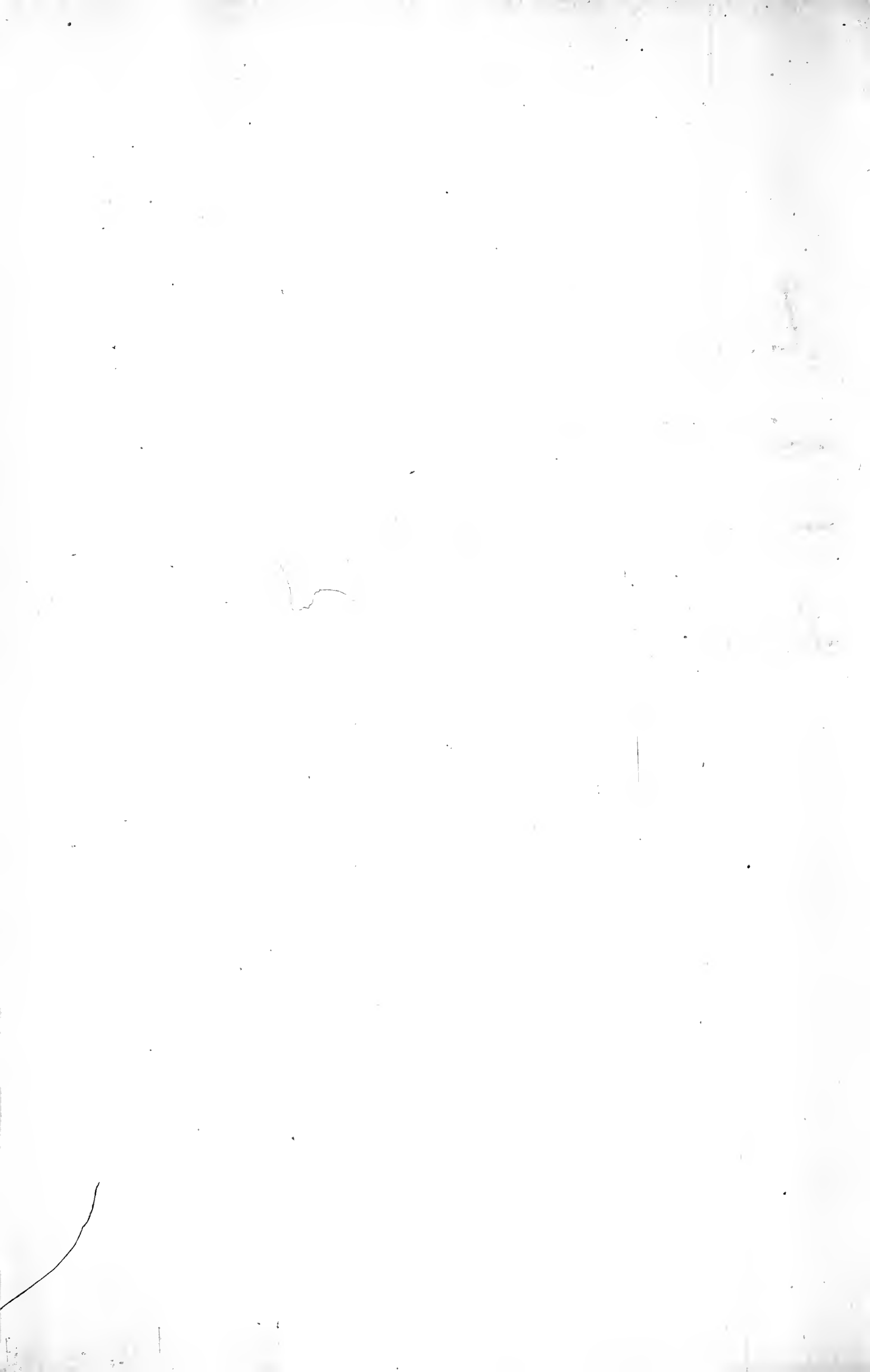
Julius Bab

mit freundlichen Grüßen

in sein östliches Exil.

[illegible], im Oktober 1917

Armin T. Wegner.



Das Antlitz der Städte



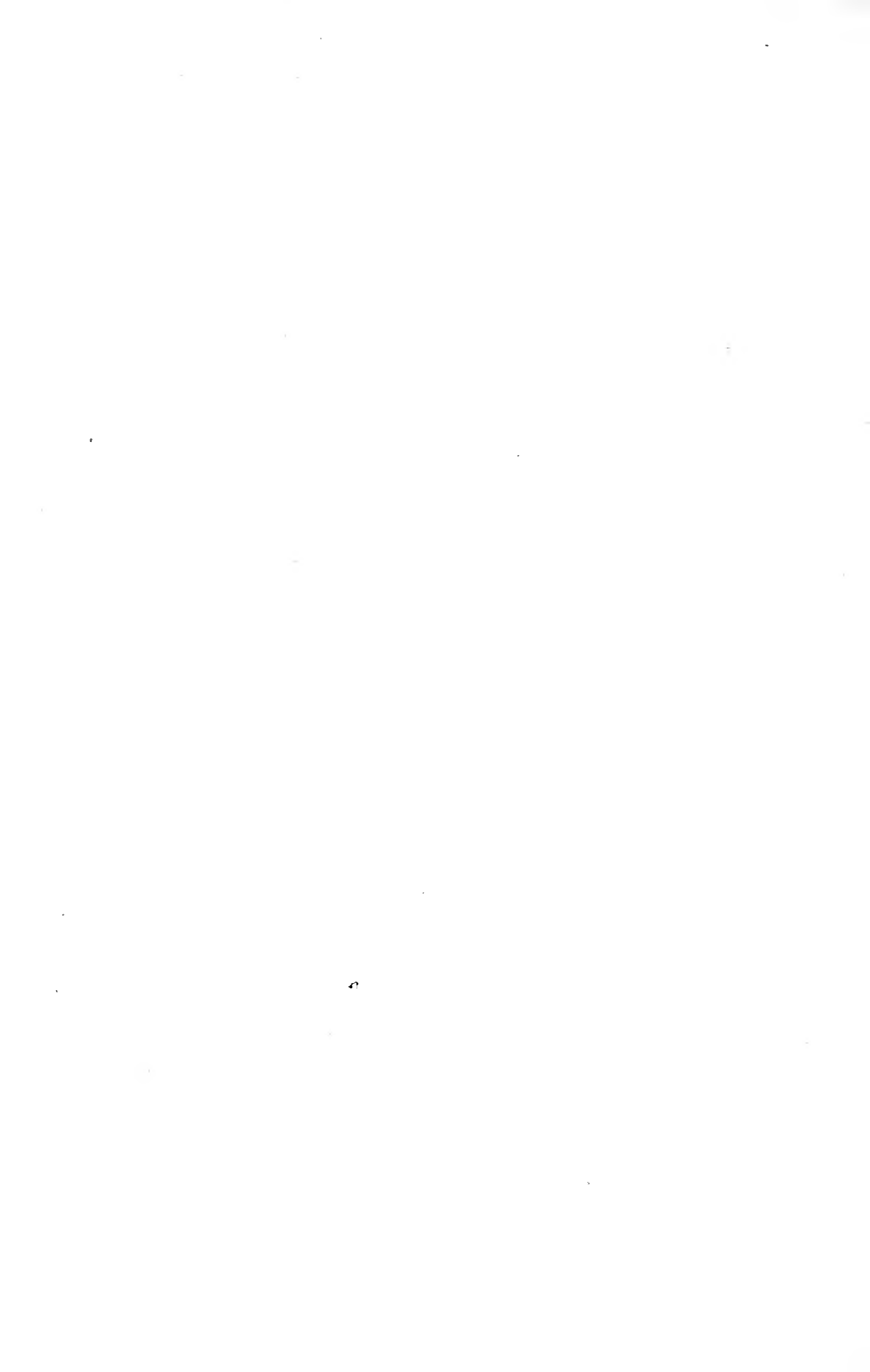


Armin T. Wegner

Das Antlitz der Städte

Egon Fleischel & Co. / Berlin
1917

Geschrieben in den Jahren 1909 bis 13



Nun aber ziehen wir aus unserer Verborgenheit, einen gewaltigeren Hunger zu stillen.
Nun ziehen wir aus, zu empfangen, was Erde und Meer uns niemals gab.
Nicht durch die mächtigen Wälder ziehen wir, sondern durch die mächtigeren Städte.

Walt Whitman.

Steig herab, steig herab und setze dich in den Staub, du Jungfrau Tochter Babel . . .
Nimm die Mühle und mahle Mehl, flicht deine Zöpfe aus, hebe die Schleppe, entblöße den Schenkel, wate durchs Wasser,
Daß deine Blöße aufgedeckt und deine Schande gesehen werde.

Jesaja.



Der Zug der Häuser



Die Weltstadt

Aus Stein gemischt und Eisen, Fleisch und Blut,
Ein Meer von Brunst, zerwühlter Wogen Schar,
Wirf deiner Straßen übervolle Flut
Um meinen Fuß: erhabne Stadt, die mich gebar.
Der Höfe Angstschrei, enger Zimmer Brut,
Mit schwarzen Hälsen reckt sich Haus an Haus,
Darin der Mutter Leib mich in die Welt hinaus
Gestoßen hat, in roter Gassen Glut.
Gebirge qualmerfüllter Dächer, grau von Regen,
Aus dem der Schlote Feuerzunge schlug,
Kampf, Arbeit, Liebe, Qual — ob mich die Wüste trug,
Ob ich in Sturm, in Sternenschein gelegen,
Auf weißer Lande lichtverlornen Wegen:
Ich wußte, daß du lebtest. Müde
Ward ich der Wanderträume. Lang genug
Bin ich um deiner Mauern starren Riegel
Gleich einem scheuen Tier umhergekreist.
Tu auf die dunklen Flügel
Deiner Tore. Hör mein Verlangen,
Du Flammenkessel, den das Weltall speist:
Glüh auf, den Heimgekehrten zu umfangen!

Sinnlose Lust,
In deiner Tage überstürzte Flut
Hinabzutauchen. Zitternd fühlt die Brust
Das namenlose Weh. In schwarzem Schwalle
Der Stunden Zahl, Mann, Weib und Tier, die alle

Am Herzen, haßerfüllt, die Weltstadt nährte.
Und auf dem Rücken schwankender Gefährte,
Auf steilem Dache sturmumtoster Schiffe,
Dahinzutreiben um die Häuserriffe:
Die Straßen öffnen sich, die Bahnhofshallen,
Daraus die Menschen, rinnend wie der Sand
Durch aufgewühlte Siebe, fallen.
Die Stadt umfängt sie. Überschwemmtes Land
Der Plätze. Der Kanäle Band
Kreuzt ihren Weg, des Wassers plumper Rücken
Wälzt sich im Licht. Sie drohen über Bord
Und schwellen an. Da stürzen sich die Brücken,
Schnellfüßige Hunde, springend drüber fort.
Ihr Rücken aber trägt die dunkle Flut
Der Menschen weiter, und dem schwarzen Gleiten
Vertraut sich jeder willig an. Ihr Schuh
Ist ihnen Schiff und Segel fremder Weiten,
Und alle treibst du ihrem Ziele zu.

In ewig ungestillter Mutterschaft,
Dem Tag die Tausend zu gebären,
Reckst du den steinern riesenhaften Leib.
Von Schmerz geschüttelt und von Pein
Erbricht dein Schoß der Tage Tat. Sie zeugen
Dem Leben neues Blut. Ob Menschenbein,
Ob Tod — in ihre Qualen schließ mich ein,
Du sollst mich beugen!

Wie weiß der Nebel um die Dächer fließt,
Die Schlote wachsen und versinken.
Und in der langen Gassen Grau ergießt
Die schwere Nacht sich. Schon ertrinken
Die fernen Brücken mit den Eisenketten
In diesen Wolken Rauchs, die sie umstürmen,
Daraus die Kirchen mit den Glockentürmen
Als letzte Gipfel sich verzweifelt retten.
Und auf der Häuser steinernes Schafott,
Aus dem der Nebel warmer Blutdunst steigt,
Setzt schwarz der Abend seinen Fuß. Dem Sturm geneigt,
Umloht von Wolken (Teufel oder Gott?),
Wirft er voll Haß den roten Henkerstrick
Um Türme, Dächer, Straßen, daraus weit
Mit tausend glühnden Augen Leben schreit —
Der finsternisgebeugten Stadt in das Genick.

Die Stadt der Reichen

In diesen Häusern, die mit gewölbten Brauen,
Mit Schnitzwerk und eisernen Gittern geschmückt,
Von Weinlaub behangen, hochmütige Frauen,
Auf die verlassene Straße schauen,
Wohnen sie stumm in ihrem vergoldeten Glück.

Und ihre Kinder, die blaß an den Scheiben sitzen,
Wachsen hinter den gläsernen Wänden auf.
In diesen Mauern, die Gold und Seide ausschwitzen,
Heben sie zart der Finger durchbrochene Spitzen
Und steigen hinab in der Tage verdämmernden Lauf.

Sie schließen die Augen, wenn Bettler vorüberhinken,
Und fühlen sich doch dem Grame der Stunden nicht feind;
Den Ärmsten der Armen, die am Rande der Straße versinken,
Wenn sie des Nachts in ihren seidenen Betten ertrinken,
Noch durch die gleiche Wollust geeint.

Doch den Abenden sind sie gut. Und leise erschließen
Und lächelnd sich ihre Herzen dem Schein
Der Lichter, die aus trunkener Schale fließen,
Und die Stufen hinab, ein vergossener Wein,
Sich bis auf die einsame Straße ergießen.

Die Stadt im Regen

Was rinnst du, Regen, bei Tage und Nacht
Über die Dächer mit leisem Dröhnen,
Über die Gassen mit Seufzen und Stöhnen
Hinab in die endlos steinerne Stadt?

Der grauen Wasser wandelnde Flut
Strömt über den Damm in wachsender Schnelle.
Laub, Unrat, Papier . . . die trübe Welle
Trägt alles fort, was am Wege ruht.
An den Häusern dicht
Drängen die Menschen: Geschrei und Fluch!
Und der Wind schlägt ihnen ums Angesicht
Den Regen wie ein durchnäßtes Tuch.
Die Häuser stehen mit triefenden Brüsten,
Und ihre Fenster sind blind von Tränen,
Als wenn sie all das Leiden und Sehnen
Beweinen müßten,
Das mit Klagen und Trauern
Im Dunkel der Zimmer vorüberstreicht
Und hinter den berußten Mauern
Von Tage zu Tage schleicht.

Doch der Regen wäscht und wäscht an den Wänden,
Wäscht wie mit Händen;
Und vor den rollenden, jagenden Wagen,
Über den nassen, eisglatten Steinen
Stürzen die Pferde mit ermatteten Beinen.

Ihre Leiber, die schwer auf das Pflaster schlagen,
Scheinen müde vom Leben.
Kaum können die Dächer den Himmel heben,
Der den Rauch der Schlote zu Boden hält.
Bis das Dunkel über die Gassen fällt,
Da fragen die Menschen voll Sorgen
Hinauf in das finster lastende Zelt:
„Wird es schon Nacht, und ward noch nicht Morgen? ..."
Aus den Fenstern der Läden bricht
In den Nebel ein schmutziges Licht;
Durch die verblassende Abendhelle
Schielt es gelbsüchtig und matt,
Und schneller flutet die schwarze Menschenwelle
Durch das bedrängte Herz der Stadt.

Doch der Regen wäscht und wäscht an den Wänden,
Wäscht wie mit Händen
Einer alten, greisenhaft alten Frau.
Ihre dürren Finger höre ich reiben
An den Mauern und an den Scheiben —
Aber die Wände bleiben grau:
Ein Gewand, voll Aussatz und Flecken,
Von Alter verblichen, beschmutzt und entstellt,
Das keinem Bettler der Erde gefällt,
Sich die niedere Blöße damit zu bedecken.
Nur die Nacht verbrüdert sich ihnen,
Der Straßen wachsende Einsamkeit,
Durch die, vom kalten Monde der Lampen beschienen,
Der Mensch zur Ruhe sich schickt mit seinem Leid.

Und leise schleichen unter die Bogen
Der Tore, von Haus zu Haus
Die Dirnen, flüsternd die Kleider erhoben,
Und spähen wartend ins Dunkel hinaus.

Was rinnst du, Regen, bei Tage und Nacht
Über die Dächer mit leisem Dröhnen,
Über die Gassen mit Seufzen und Stöhnen
Hinab in die endlos finstere Stadt?
Schleppst dein Gewand, von Wasser gewoben,
Über Türme und Dächer, im Dunkel erhoben?
Dies Antlitz aus Eisen, dies Antlitz aus Stein,
Das früh schon welkt und in Runzeln zerfällt,
Dies Hurengesicht, von Schminke entstellt,
Niemals wäschst du es rein!

Alte Plätze

Die alten Plätze der Städte, wie seltsam sie sind,
Blühende Inseln mitten im steinernen Meere;
Um die das Leben, Regen und Wind
Um den einsamen Strand, hinbrandet in dunkler Schwere.

Wo die Kinder der Stadt ihre Spiele ziehen,
Sie lieben Wind und Sonne so sehr.
Wo sie dunkel gehen nach Arbeit und Mühen,
Ist ihnen das Spiel ihrer Tage zu schwer.

Wo die Obdachlosen im Sternenlicht
Voll Haß auf die hölzerne Ruhstatt fliehen,
Wo sie fröstelnd erwachen, den Tau auf den Knieen,
Hebt über den Häusern der Tag sein blasses Gesicht.

Wo die Liebenden nachts, müde vom Tanz,
Sich sacht in die Falten des Dunkels hüllen,
Wenn im Mondlicht die Plätze voll Silber und Glanz
Wie eine Schale mit strömendem Wasser sich füllen.

Das Warenhaus

Mit seinen Kuppeln, Toren und eisernen Bogen,
Die Pfeiler zu granitenen Fichten gereiht,
Mit seinen aufgerissenen Augen, die breit
Die Straße mit Licht überschütten, dem gewundenen Lauf
Seiner Treppen, funkelnd von Gold und Glanz überflogen:
Hebt sich das Haus bis weit in den Himmel hinauf.

Die niederen Dächer an seine Seiten geduckt,
Schwindsüchtige Wände, auf die es die plumpe Schulter zuckt,
Zwischen berstende Mauern, über die kalt
Sein Schatten und seine Flamme fällt,
Hat es den Fuß mit Donner-Gewalt
In der Straßen keuchende Lunge gestellt.

Doch unter dem Glanze der steinernen Bäume,
Die sich rauschend bis unter die Dächer verzweigen,
Verstrickt in das Dickicht der endlosen Räume,
Wachsend die Ströme der Menschen steigen.
Durch kreisende Schleusen gezogen
Schluckt seinen Atem das gewaltige Haus,
Menschen auf Menschen-Wogen,
Und speit sie zurück, auf die Straße hinaus.

In den gläsernen Schächten die fliegenden Stühle
Heben sich jäh empor aus dem schwarzen Gewühle,
Steigen und gleiten an zitternder Schnur,

Schwankend im Lichte
Wie die goldnen Gewichte
An einer rastlos laufenden Uhr.

Und über der Diele, die breit und gebogen
Sich dunkel ebnet in Schluchten, von Pfeilern zerrissen,
Zwischen Wänden, die ihre eigene Ferne nicht wissen,
Von kalten Sonnen lieblos belogen —
Erhebt sich strahlend der Wald der Dinge.

Die Dinge, die lichtheller Morgen umtagt,
Die nackt sich brüsten, schillernd und seiden,
Die die Wünsche der Menschen betasten, entkleiden,
Von dem lüsternen Schwarm ihrer Blicke benagt.
Die Dinge, die wie Lebendige glühen,
Wandelnd und in einer Sänfte von Glas,
Die dunkel und ohne Maß
Sich in endloser Straße ziehen.
Durch die die Menschen vorübertreiben, ein Wind.
Gewänder, die wie Erhängte sind,
Kopflose Kleider, die Gebete stammeln,
Die Tische von Ungebornen belebt,
Und Stühle, die sich zu Völkern versammeln,
Und die Betten weiß und von Seide gewebt,
In denen tausend begehrliche Wünsche schlafen,
Doch kein Lebendiger lebt.

Von den ewigen Fernen der Erde trafen
Die Dinge in dieses Hauses dunkel zerwühltem Hafen

Wie Schiffe auf weiter Reise zusammen.
Die über die Flüsse Ägyptens schwammen,
Persische Teppiche, japanische Seide,
Irische Pelze, peruaner Geschmeide,
Die über die weglosen Meere kamen,
Der fremden Lande dunkles Gerät:
Sie alle sind, ein unfruchtbarer Samen,
Über die schwellende Diele des Hauses gesät.
Die Dinge zu Städten gebaut und Gassen,
Um deren Besitz sie morden und stehlen,
Um deren Glück sie einander hassen,
Millionen in Arbeit, in Wahnsinn sich quälen.
Die Dinge, in Glanz und in Leuchten geschlagen,
Die jung sind und zart zu fühlen. Bald,
In die tausend Stuben der Stadt getragen,
Werden sie alt:
Wenn sie im Dunkel und Elend des Alltags verblühen —
Die Dinge,
Vor denen die Seelen der Menschen knieen!

Und stumm in dem verwunschenen Wald
Bewegt sich lautlos die Schar der Priesterinnen,
Die lächelnd den Götzen der Dinge bedienen,
Der sich im Finstern zeugend vermehrt.
Mit hungernden Brüsten und Liebe beschwert
Bewahren sie opfernd die Schätze im Haus,
Wenn durch der Hände gebleichtes Linnen
Ohn Ende die Wasser der Dinge rinnen,
Und bieten zum Kauf ihre Seele aus . . .

In den gläsernen Schächten die fliegenden Stühle
Heben sich jäh empor aus dem schwarzen Gewühle,
Steigen und gleiten an zitternder Schnur,
Schwankend im Lichte
Wie die goldnen Gewichte
An einer rastlos laufenden Uhr.

Bis das Licht erlischt und die Schatten schwer
Und dumpf in die hohlen Säle fallen;
Da heben im Dunkel die Dinge, entgeistert und leer,
Ihre toten Äste, in die mit gefalteter Schwinge
Die Schatten sich krallen.
Und mit den Augen, die stets voll kaltem Verlangen
Nach den eilenden Menschen der Straße fangen,
Die sich in jähem Entsetzen verdunkeln,
Und noch im Schlaf ohne Ruh
Starr in das nächtliche Leben der Städte funkeln,
Schließt sich das Haus wie das Herz einer Dirne zu.

Die Kirchen

Mit ihren Türmen, die stumm in den Himmel klagen,
Verschlossenen Toren, dahinter die Stille schweigt,
Liegen die greisen Kirchen und tragen
Finster ihr Alter über die Straßen geneigt.

Und in den Nischen, die schwarz und geheimnisvoll gähnen,
Um die der Pfeiler Skelette sich recken,
Siehst du die alten Heiligen lehnen
In dunklen Verstecken.
Die Heiligen mit ihren Herzen von Stein
Und verrostetem Gold; in deren Kronen die Spatzen allein
Sich Nester baun; über die Ruß und Regen läuft;
Die die Kinder der Straße mit Spott bespein,
Um deren Fuß der Schmutz der Hunde sich häuft.

Die armen Heiligen, die so im Dunkel schlafen,
Ich liebe sie . . . vor deren steinernem Tor
Die Alten in unserer Kindheit Tagen sich trafen,
Vor denen die Menge die Ehrfurcht verlor.

Aus dem Kessel der Straßen steigt sprühender Dampf.
Aber der Kirchen Mund liegt zerschlagen,
Und aus der Stunde fieberndem Krampf
Grüßt sie mein Auge wehmutfroh:
Wie sie gewaltig im Tage der Städte ragen —
Leichname, denen die Seele entfloh.

Die Schlachthallen

Lang und geduckt in hagerem Grauen,
Leergähnend den Rachen, die Blicke voll Wut,
Liegen die Hallen mit finsteren Brauen
Und schreien nach Blut.

Und über die Brücken im Nebelglühen,
Aus den breitgewölbten, bauchigen Wagen
Der Züge, die klappernd über die Weichen schlagen,
An Stricken geschleift, durch die Gassen kommen
Sie schweigend daher auf schlotternden Knieen,
Die Hörner spitz in den Himmel gezackt,
Die Lämmer, die Rinder mit ihren frommen
Augen, von dunklem Entsetzen gepackt,
Die verirrt in den weiten Steppen waren,
Noch den Duft der Nacht und den Regen in ihren Haaren.
Die den Pflug geschleppt durch die kreißende Erde
Und hörten zu ihren Häuptern das Schallen
Und Donnern der weißen Lawinenherde,
Die jäh hinab in die Tiefe fallen.
Sie sahen den Abend dunkel und still
Sich über Watten und einsame Meere breiten
Und erfüllten müde im Heimwärtsschreiten
Die Dörfer mit ihrem sanften Gebrüll.

Und es nahen die alten Mutterkühe,
Das Euter verdorrt, ein welkender Baum,
Schleppenden Gangs in der fröstelnden Frühe,

Von ihren Lippen tropft weißer Schaum.
Und sie denken der Kälber aus schenkendem Leben,
Die sie geboren mit blutendem Schoß,
An alles was fremd war und rätselhaft groß,
An die jungen Stiere, die mit fröhlichem Hufe
Die Erde noch schlagen und im Dämmern mit dunklem Rufe
Von Wiese zu Wiese sich Antwort geben . . .

Und es schwanken über die ächzenden Treppen,
In Fesseln gespannt die verwundeten Glieder,
Die brünstigen Bullen, gefangene Krieger,
Die stumm ihre eisernen Ketten schleppen,
Mit bebenden Nüstern, die matt
Den trüben Dunsthauch der Straßen saugen,
Und heben das Haupt mit verbundenen Augen
Und wittern die Stadt.

Bis die Schlinge sie packt,
Und in springenden Quellen,
Rubinenen Bächen, demantenen Wellen
Das Blut ausbricht — ein flammender Katarakt.
O rasender Zorn, der in Ketten verschnaubt,
O purpurnes Bad, wenn der Hammer saust,
Wenn das Messer blitzt und das Leben verbraust,
Und sie stürzen dahin mit zerschmettertem Haupt.
Bis das Herz sich krampft, bis der Himmel verweht,
Wenn mit zuckendem Maul aus besudelten Stricken
Die sterbenden Tiere ihr letztes Gebet,
Ihre qualvoll rufenden Blicke schicken.

O schönes Gefäß, das die rohe Notgier zerbrach,
O machtvolles Haupt, das der Henker erschlug,
Das das Messer in tausend Fetzen zerstach,
Das ausläuft, ein zerschlagener Krug!
O Bäche voll Blut,
Aus den Bergen geschöpft und den goldenen Flüssen,
Plätschernder Quellen heilige Flut,
Aus schmelzendem Schnee und aus kühlenden Regengüssen,
O weiter Ebenen sinkendes Sonnenrot,
Das sterbend im Schmutz und Abfall der Städte loht!

Und aus einem Wald von gemordetem Fleisch,
Wo der Hügel der Leiber, der gleißenden Felle
Sich ragend türmt auf der glitschigen Schwelle,
Wo zwischen Eisen und steinernen Quadern
Die Axt in das Holz der Knochen schlägt,
Und der blutende Baum der offenen Adern
Mit tropfenden Zweigen im Lichte sich regt:
Aus den Leichen der Lämmer, der schnaubenden Stiere,
Aus Wut, aus Röcheln und tödlichem Krampf
Erhebt sich der Atem der sterbenden Tiere
In einer weißen Wolke von Dampf.

Aber dahinter, platt auf dem Bauch,
Eine Schlange, zusammengerollt,
Mit ihren Häusern von Eisen und Gold
Liegt die Stadt in Nebel und Rauch;
Die Stadt mit hoffenden Menschenscharen,
Von Jubel verzückt, von Trauer geneigt,

In die Sonne posaunend mit schwarzen Fanfaren,
Die Stadt, die blutendem Tode entsteigt.
Die vom Morde sich streckend, zum Knäuel verschlungen,
Behagen brüllt aus den satten Lungen,
Die Pesthauch aus ihren Därmen bläst
Und tausend giftgespaltene Zungen
In den reinen Himmel der Erde stößt.

Das Irrenhaus

Aus Gärten, die im Frühling alternd blühen,
Wo sich ins Laub gebückt das Tor versteckt,
Die leeren Augen in das Licht gereckt,
Verschwebt das Haus der Ängste und der Mühen.
Da gehen selbst am Tage wach die Träume
Der Kranken durch der Zimmer Schluchtenlauf,
Durch hellen Schlaf und lilienweiße Räume
Und wachsen nachts ins Riesenhafte auf.

Hinter den schmalen Gitterstäben drängt
Von greisen Müttern die verdammte Schar,
Im Aschenmantel, mit versengtem Haar.
In ihre magren Hüften eingezwängt,
So tragen sie das Leid der Welt im Schoß;
Die aus dem Leib, verrucht und abgedorrt,
Den Erdball zu gebären glaubten, riesengroß.
Doch diese Frucht geht nie von ihnen los,
Und ewig schleppen sie ihn mit sich fort.

Da stelzen Priester opfernd durch die Menge,
Ihr Leib ist eine Kirche, Lobgesänge
Erdrosseln ihre Brust, die Orgel grollt,
Ein Meilenpaar mißt ihrer Arme Länge,
Hohl klingt ihr Haupt, das in den Sternen rollt.
Und Dirnen lösen schamlos ihre Zöpfe,
Mit einem Wolfe ihre Lust zu kühlen,

Die Warzen ihrer Brust sind Schlangenköpfe,
Die mit gespaltner Zunge giftig zielen.

Die jungen Frauen kränzen sich mit Farben,
Im Kleide tänzelnd, das den Säugling trug,
Sie herzen selig ihren Wasserkrug
Und wissen nicht, daß ihre Kinder starben.
Und alte Könige schlafen weiß, mit leeren
Verarmten Händen auf dem Fensterbord,
Auf ihrer Schränke schaukelnden Altären,
Sie sind wie Götter und sie träumen Mord.

Auf ihrer Dächer mondbeglänzten Wiesen
Wachsen sie furchtbar wandelnd in die Nacht,
Es flammt ihr Haupt, und mit der Kraft von Riesen
Erbrechen sie der Tore Schloß; es kracht
Die Gruft, aus der sie steigen, schlaferwacht.
Die Heerschau hält mit eingesunkenen Knieen
Napoleon; von seinem Nachtstuhl aus regiert
Cäsar die Welt, und an das Kreuz geschnürt
Hängt Christus, blau, mit Haß und Kot bespieen.

O ihr, an deren aufgewühltem Hirne
Not, Trübsal, Armut, Kummer zehrend fraß
Und saugend an der eingebognen Stirne
Mit dickem Bauch wie eine Spinne saß,
Ach, wer erlöst euch, Opfer unsrer Stunden,
Auf denen aller Straßen Schicksal lag,

Die so den Himmel in der Welt gefunden
Und schaun von fern in unsrer Städte Tag?

Das Grauen quillt, der Wächter Schritte tappen.
Sie aber sitzen in verklärter Wonne,
Bekränzt mit Staub und in der Dämmrung Lappen,
Und singen leise in die Abendsonne.
Aus kahler Räume schmerzerfülltem Rachen
Wie eine weiße Fahne hängt ihr Schrei,
Der rollt im Wind zu grausenvollem Lachen,
Bis über Schlaf und Qual und Sehnsuchtswachen
Die Nacht erhebt ihr güldenes Geweih.

Die Kindheit der Städte

In die Winkel der Gassen gedrückt, auf schwankenden Pfählen,
Mit Moos, mit Efeu grün überdacht,
Mit ihren Alleen und schwarzen Kanälen
Liegen die alten Schlösser in einsamer Nacht.

Denn wie der Mensch seiner Kindheit gedenkt im Leben,
Halten die Städte vergangener Tage Lust,
Zerfallene Gärten und Gräber in steinerner Brust,
Rauschend vom Strome der Tage umgeben.

Vermorschte Möbel, Gewänder, versunkene Schätze,
Voll Rost die Becher, der duftende Wein verflog,
Von Unkraut überwuchert altern die Plätze,
Um die der geschürzte Fuß einst zierliche Kreise bog.

Das Rauschen der Züge fängt sich in leeren Ästen;
Doch über den schlafenden Häusern der greise Mond
Naht wie immer zu heimlichen Liebesfesten
Und hat sie schon lange Jahre bewohnt.

O liebliche Kindheit, die wir vermessen
Verachten gelernt, Herz, das uns rührend umschweigt,
Und die im lärmenden Glücke der Tage vergessen
Einsam bei Nacht dem Dunkel der Städte entsteigt.

Der Zug der Häuser

Die letzten Häuser recken sich grau empor,
In Massen geschart und in einzelne Gruppen,
Elende Hütten laufen davor,
Zerlumpte Kinder vor Heerestruppen.
Hinter den steinernen Zinnen aber beginnen
Die Felder, die Weiten,
Die sich endlos in die graue Ebene breiten.
Hohläugig glotzen die Häuser herüber,
Mit scheelem Blicke versengen sie Strauch und Baum:

„Gebt Raum! Gebt Raum
Unserm Schritt!
Wir wälzen den plumpen steinernen Leib darüber,
Die Dörfer, die Felder, die Wälder, wir nehmen sie mit!
Mit unserem rauchenden Atem verbrennen
Wir jede Blüte und reifende Frucht.
Die Saaten, die nicht mehr grünen können,
Ersticken in Qualm wir. Vor unserer Wucht
Zersplittern die Bäume, in rasender Schnelle
Sind alle Menschen im Land auf der Flucht
Vor unserer steinernen Welle.
Wir aber erreichen sie doch. Uns hält
Kein Strom, kein Graben. Wir morden das Feld.

„Und die Menschen, aus ihrer Qual sich zu retten,
Aus einsamen Höfen, verlassenen Auen,
Mit dem Wahnsinn gepaart, dem Hunger, dem Schmerz,

Gebeugte Männer, verzweifelte Frauen
Ziehen dahin in schwarzen Ketten,
Hinein in der Städte pochendes Herz.
Ob lebend, ob tot, wir halten sie fest
An unsere steinernen Brüste gepreßt.
Bis unsere Stirnen die Sterne berühren,
Blutender Felder zerrissenen Grund,
Euch Ebenen, die in das Endlose führen,
Alle verschlingt unserer Mauern zermalmender Mund.
Bis wir zum Saume der Meere uns strecken,
Nie sind wir müde, nie werden wir satt,
Bis wir zum Haupte der Berge uns recken
Und die weite, keimende Erde bedecken:
Eine ewige, eine unendliche Stadt! . . ."



Dämmerungen

Der Brief

Manchmal im Dunkel, wenn die Nacht anbricht,
Scheint dir das Leben nur ein ferner Traum,
Und alle Dinge werden weich im Raum
Und lächeln gütig wie ein Angesicht.

Dann pocht vielleicht ein Bote an das Tor
Mit einem Brief und sieht dich seltsam an.
Du starrst ihm nach, bis sich in Nacht verlor
Sein Weg, und öffnest leise dann
Den Brief. Du glaubst im Dämmerlicht
Wohl eine alte Handschrift zu erkennen,
Dir wohlvertraut, die Züge steil und dicht,
Und starrst darauf, bis dir die Augen brennen.
Doch jäh entzündest du ein Licht,
Und deine Worte tönen hohl durchs Haus.
Du liest und löschst die Flamme wieder aus,
Du fühlst das rasche Blut in deinem Schritte
Und faltest stumm die Blätter wieder ein.
Denn was du alt vertraut dir glaubtest, blieb im Schein
Der Kerze fremd, vielleicht nur eines Bettlers Bitte.

Und vor dir, aus versunknem Reich,
Das einmal dein war und es nicht mehr ist,
Taucht dann ein Mensch auf, still und bleich,
Und deine Lippe, die ihn oft geküßt,
Zuckt schmerzhaft, und in deiner Hand
Wird ein Gefühl wach wie von weichen Haaren,

Und deiner Seele scheint er tief bekannt,
Wie einer, den du einst vor Jahren
Einmal sehr lieb gehabt . . .
Und der nun kalt
Und fremd durch deiner Tage dunklen Reigen geht,
Den andern gleich in diesem großen Wald
Der Menschen, der an deiner Straße steht.

Auf unsern Herzen ruht das Dunkel

In leisen Schatten
Liegt uns nun die Welt.
Die Dinge, die so buntes Leben hatten,
Eins nach dem anderen zerfällt.

Im Finstern hält
Noch irgendwer sein Angesicht
Gegen die Scheiben, sucht nach Licht
Und findet es nicht mehr.

Auf unsern Herzen ruht das Dunkel: schwer
Wie eine Last, die nur im Licht
Der Tag uns hebt,
Der fern schon über andern Gärten schwebt —
Indes die Seele uns zerbricht.

Die Maske

Ihr Menschen, die ich liebte, warum kommt ihr
Mir immer wieder, wenn es Abend wird,
Mit diesen Augen, welche Trauer tragen?
Weshalb ist euer Antlitz kummervoll,
Das ich durch eure schattenhaften Züge
Leicht wie durch einen Schleier schauen kann?
Habt ihr die Schwere dieser Erde denn
So ganz verloren, daß ihr immer wandelt?
Ich fühle euch in mein Gewand verwebt,
Ein Mantel, der zu tragen kostbar ist.
Aus euren Schatten formt ich eine Maske,
Die ich am Tage mir vors Antlitz lege,
Von eurer Lust und eurem Leid gefügt.
Sie ist mir so verwachsen, daß die Welt
Sie ganz mein eigen nennt, mir angeboren.
Ich aber trage vielerlei Gesichte,
Mir selber fremd, durch ihre Tage hin.

Das Mädchen am Fenster spricht

Seht, das ist unser Leben. Früh am Tage
Da wachen wir aus dumpfen Träumen auf
Und treten zögernd in der Stunde Lauf
Und wissen nichts von Mühe und von Plage.
Sehn immer nur vom Fenster auf den Weg
Und auf den schwarzen Strom der Menschen nieder,
Der stumm an uns vorbeifließt, schwer und träg.
Wir füllen unser Zimmer ganz mit Flieder
Und haben Flieder uns ins Haar gehängt,
Bis uns des Duftes schwerer Wein umfängt.

Und stehn am Fenster blasse Tage lang
Und warten immer, daß sich einer naht,
Der aus der Nacht der Menschen seinen Gang
Hinüberlenkt in unsern stillen Pfad.
Doch viele kommen, die uns nicht verstehn,
Die uns mit Lippen hohle Worte geben
Und werden fremd und irr an unserm Leben,
Bis daß sie zögernd wieder von uns gehn.

Und wieder stehn wir blasse Tage lang
Am Fenster . . und die Seele wird uns bang,
Denn immer rinnt der Strom noch seinen Weg.
Wir sind wie Blüten über einem Steg,
Nach denen viele Hände zitternd greifen.
Bis Abend kommt und Stille uns umsteht,

Dann lösen wir im Haar die welken Schleifen,
Und unsre Tränen fallen wie Gebet
Aufs tote Gold der schmalen Fingerreifen.

Die Beiden

I

Die beiden Knaben sind allein im Raume,
Und so schmerzt Jugend ihre achtzehn Jahre,
Daß sie sich zitternd anschaun wie im Traume,
Erschrocken vor dem Glanz in ihrem Haare.

Sehr mädchenhaft erscheint der eine, rauh
Der andre. Doch, ein Spitzenwerk, umsäumt
Von Licht, hebt ihm der Zarte leis die Hand
Aufs Haupt. In seinen Augen öffnet grau
Der letzte Grund sich, und von Süße übermannt

Küßt er des Knaben Mund. Der andre träumt
Vom blassen Spiele einer Tänzerin.
Er sah sie gestern noch. Allein
Es dünkt ihm köstlich, so geliebt zu sein.

Als hätte nie bei Nacht ein Mädchenleib
Ihn so durchschaudert wie dies Kinn
An seiner Wange jetzt . . . und fast ein Weib
Gibt er sich ganz dem fremden Knaben hin.

II

Nur eine Kerze brennt im tiefen Saal.
Die hohen Fenster haben sie verhängt,
Und von sich reißen sie der Kleider Qual,
Als hätte eine Flamme sie versengt.

Sie sitzen nieder auf des Bettes Rand,
Und zwischen ihren Hüften schlank umfaßt
Ein Langersehntes ihre zage Hand
Wie einen jungen starken Birkenast,
Wenn warm der Saft sich in die Knospe drängt.

Im Spiegel schauen sie sich eng verschränkt
Und fühlen wieder die geheime Qual,
Die aus dem Herzen in die Glieder rinnt,
Als schauten sie sich heut zum ersten Mal,
Verwundert, daß sie sich so ähnlich sind . . .

Da löschen sie das Licht. Um beide
Schließt Dunkel zart und flüsternd sich wie Seide.

Ava

Komm, setze dich auf meine Kniee wieder,
Die Dämmrung tritt behutsam auf den Zehen
In das Gemach. Nun laß mich deiner Glieder
Noch unbegriffene Musik verstehen.

Laß mich des Kleides schlanke Falten greifen,
Mit leisem Finger deine Brüste kühlen,
Der blassen Schenkel keuschen Marmor streifen,
Bis an die Wurzel deiner Wollust fühlen.

Dann schweigen beide. Nur die Herzen klopfen,
Und, eine reife Frucht, fällt diese Stunde.
Wie Südwind schwer und wie Gewittertropfen
Trink ich berauscht den Duft von deinem Munde.

Schmerzhafter Tag, der mir dein Wandeln bringt

Schmerzhafter Tag, der mir dein Wandeln bringt —
Denn seit du gingst sind alle Wände Spiegel,
Die mir dein Antlitz immer wechselnd zeigen,
Und jeder Stuhl im Zimmer scheint besetzt.
Ich fürchte mich vor meinem eignen Bett,
Als ob die Decke sich noch zitternd hebt
Vom Atmen deiner Brüste. In der Nacht
Ist mir, als schliefe ich mit deinem Schatten,
Entseeltem Leichnam auf dem gleichen Kissen.
Selbst meine Kleider, die du nähtest, scheinen
Vom Dufte deiner Hände schwer.
Das Glas, daraus du trankst, ist mir vergiftet,
Und oftmals, wenn ich seinen Rand berühre,
Zuckt mir der Leib wie vor dem Tod zusammen.

Ich kann nicht träumen mehr. Die Dinge selbst
Sind mir nun Traum. Geduckte Mörder stehen
Sie nachts an meinem Bett, die wollustvoll
Um meinen Hals die schlanken Finger legen.

Häuser

Der Abend füllt die Gasse mit Erbarmen,
Die fernen Wege werden ungenau,
Und Straßen fassen mich mit weichen Armen
Wie eine müde und verliebte Frau.

Nun funkeln alle Häuser wie die Huren,
Fiebernd vor Lust, und ihre nackte Scham
Glüht purpurn aus dem Zifferblatt der Uhren.
Des Tanzes heißer Atem überkam

Die Häuser, taumelnd mit gelösten Strähnen,
So schwanken Frauen in gedrängtem Zug,
Um die der Abend seinen Schatten schlug.
Ein gelbes Lachen schleppt aus ihren Zähnen.

Mich aber lockt ihr Mund im Dämmerschein,
Ihr Schläfer bin ich, den sie liebend küßten,
Gekreuzigt hänge ich an ihren Brüsten
Und trinke stumm ihr Blut in mich hinein:

Haß, Krankheit, Eifersucht, der Sorgen Gifte,
Der Kindheit erstes Leid — o süßes Mahl,
Ich presse liebend ihre magre Hüfte,
Geruch von Tod und abgestandner Qual;

Dem Gier und Wollust alle Stachel nahmen,
Ich schmecke fremden Schmerz wie Milch und Wein,
Und ich begatte sie mit meinem Samen,
Mein Herz schlägt warm an ihren kühlen Stein.

Sie aber schrein in Schmerzen auf. Mit Wehen
Gebären sie der Träume finstre Zahl
Und schwanken wie Verführte blaß und stehen
In Schwangerschaft und unbegriffner Qual.

Das Haupt

Nachts im Schlaf, mein Haupt ruht hohl auf den Kissen.
Es liegt wie ein einsames Haus, es ruht verlassen.
In seinem Innern aber durch dunkle Gassen
Schleichen die Sinne, die alles kennen und wissen.

Sie kommen sacht auf heimlichen Sohlen gegangen,
Aus den verschlafenen Höfen tönt das Bellen der Hunde,
Aber mein Leib liegt tief in einer Grube gefangen,
Mein Ohr vernimmt nicht mehr das dunkle Rufen der Stunde.

Nur die Sinne, die nackten Sinne schielen
Nach ihrem lüsternen Mahl, über Polstern und Stühlen
Breiten sie schamlos die Leiber und Seelen aus.

Verbrecher und Dirnen, die mit dem Heiligsten spielen,
Als wenn sie im Sturz über finstere Treppen fielen —
Tanzen durch meiner Gedanken nächtliches Freudenhaus.

Fluch der Liebe

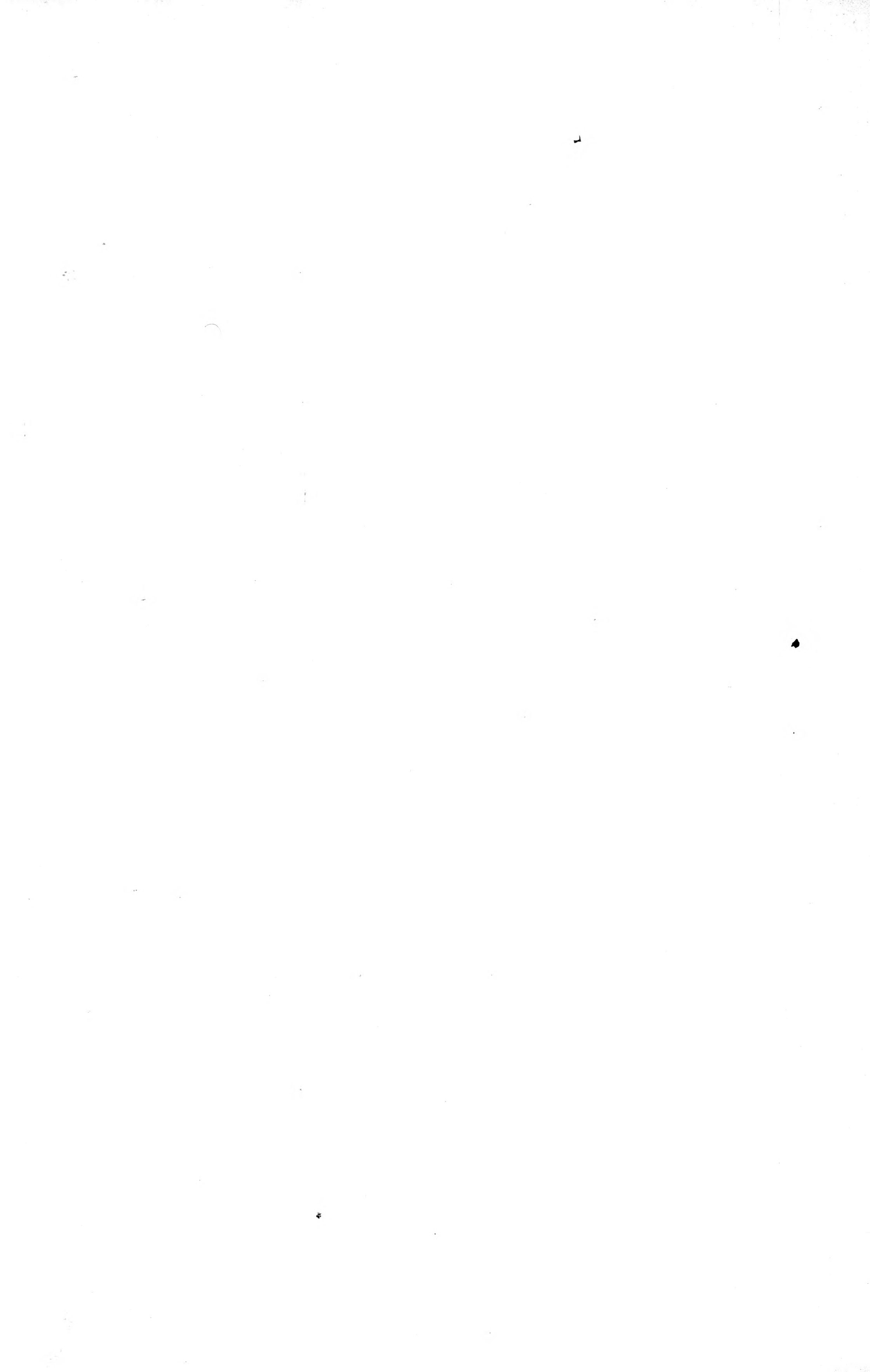
Du liebtest sie und littest um sie alle.
Sie aber, fremd am Wege aufgereiht,
Erschauten dich in deinem dunklen Falle,
Fühllos Gestein. Erkenne! Breche die,
So dich zerbrechen! Liebe tötet früh
Das Glück in dir, des Mundes Lächeln, trägt, o weit
Aus deinen Tagen jede scheue Lust
An allen Dingen, die dir bunt erscheinen.

Sie läßt das Leben leer um deine Brust
Wie einen Wind um tote Mauern weinen.
Daß du des Herzens abgeschälte Frucht
In beide Hände nimmst, das letzte Blut
Daraus zu pressen, ewig auf der Flucht
Vor deiner eignen Liebe, die nie ruht.

Sie aber, Frauen, Freunde, die du liebst,
Sie nehmen herrisch, nehmen ohne Ende,
Schütteln die leeren Krüge deiner Hände.
Ihr Weigern noch ist Betteln, daß du gibst.
So reichst du ihnen stumm in deiner Not
Dein Leben hin. Sie nehmen es wie Brot.

Die Kinder mürrisch, herb die Frauen,
Und sind wie Schenkende zu schauen,
Wenn sie von dir die letzte Gabe nehmen,

Die dir in langen Qualen mühsam reifte.
Ob zitternd deine Stimme spricht,
Und ob dein Fuß bei Nacht den Tod auch streifte,
Sie lächeln nur und danken es dir nicht.



Stadt, du steinernes Ackerland



Stadt, du steinernes Ackerland

Stadt, du steinernes Ackerland,
Schollen die Häuser, von Frühlicht umsprüht,
Darin das Saatfeld der Menschen blüht,
Gebleicht von Sonnen-, von Feuerbrand:

Unfruchtbare du,
Die der Regen düngt,
Die mordend sich stets aus sich selber verjüngt —
Sage, wann reifst du der Ernte zu?

Der Kreisel

Zur Stunde, da an den eisernen Pfeilern
Das Licht sich entzündet,
Ein gelber Strom in die Gassen mündet,
Wenn die Pulse der Stadt zur Ekstase sich steigern
Und die Luft der Nacht aus fiebernder Brust
Aufsteigt, von Wunsch und Begierde satt,
Dann springt, gepackt von rasender Lust,
Mein Herz hinab in den Aufruhr der Stadt.

Und durch das Tosen der Straßen getrieben,
Jagt es gleich einem rollenden Rad
Über Brücken, durch Tore, gepeitscht unter Hieben,
Zwischen der Menge hindurch, der Pfad
Verschlingt es . . . sie stoßen, sie schieben,
Sie treten mit ihren Füßen darnach.
Sie spielen damit wie mit einem Ball,
Und die Treppen hinunter, von Fall zu Fall
Hör ich es klappern. Hinab in das Ungemach
Der Schmerzens- und Elendsgassen!
Zerlumptes Pack,
Wie sie's mit schmutzigen Händen befassen,
Mit Jammern und Grollen
Über das Herz hin tanzen und tollen,
Daß es quiekt und schreit wie ein Dudelsack.

Und durch die Enge der Tore geschoben,
Eine glühende Kugel,

Kommt es über die Dächer geflogen.
Der Strudel speits zu den Türmen hinauf,
Hoch oben glänzt es, ein goldener Knauf.
In sprühendem Bogen
Empfängt es die Masse, ein gurgelnder Topf,
Und über den Köpfen der Menschen erhoben
Grinst es, ein gelber Totenkopf,
Hinein in die rote Pracht
Der Theater. Ein Kreisel, dreht
Es sich über die Bühne, umjubelt, umlacht,
Von tausend Blicken lüstern umspäht.
Und die Frauen, mit Schmuck und Schminke behangen,
Lehnen es streichelnd an ihre Wangen,
Und sie reichen es lächelnd weiter,
Und die Fenster hinab tanzt es an seiner Leiter.
Die Dirnen schleppens in ihre Betten,
Tief unter den Kissen
Halten sie's zwischen den Schenkeln fest,
Und ihre Lippen, blutiggepreßt,
Bedeckens mit Küssen.

Aber vom Bette der Liebe los
Reißt es zurück aus kurzem Vergessen
Hinab in die Masse der gärende Schoß,
Wirft es hinauf in den Himmel der Gasse:
Ein Funke, der sprühend zur Wolke zischt,
Der hoch aus dem feurigen Halse der Essen
Auflodert und im Dunkel verlischt.

Die Stadt in ihrem weißen Schlaf

Die Stadt in ihrem weißen Schlaf und in glühenden Bränden
Ruht stumm in des Mittags sengender Glut,
Die wie der gleißende Sand der Wüste über den Wänden
Der Häuser, den Dächern, den steinernen Straßen ruht.

Von den Balkonen tropft sie, ein heißes Metall,
Über die Schultern der Menschen, die mit bleichen
Gesichtern, der Fliegen bläulicher Schwall,
An der brennenden Haut der Häuser schleichen.

Die Straße mit ihrem gähnenden Schlund verschlang
Das Leben; ein zitterndes Fieber fährt
Es durch ihren Leib, und die Fenster der Häuser sind bang
Wie die glasigen Augen der Toten zum Himmel gekehrt.

Aus den Schloten sickert ein schwarzes Blut,
Der Rauch; und der Herde verlöschende Lunge bläst
Ihn über die Stadt, die in weißem Schlafe ruht,
Ein Leichnam, der in der Sonne verwest . . .

Doch in den finsteren Zimmern der Häuser kauern
Die Schatten, zwischen die Gänge gekrümmt, im Spalt
Der Tore, geduckte Katzen, und lauern
Des Abends, der hinter weißen Wolken sich ballt.

Lauern der Nacht, da aus Straßen, die gärend sich füllen,
Die Stadt, ein Raubtier mit Augen voll blutigem Licht,
Aus satter Ruhe sich reckt, und mit Brunst, mit Feuer und
hungrigem Brüllen
Das schwarze Herz des Himmels durchsticht.

Der Tanzsaal

Der Saal voll weißem, gehässigem Licht,
Der Saal mit seinen bemalten Wänden,
Darin die Tänzer mit ihrem Totengesicht
Sich fassen an den flatternden Händen,
Der Saal, darin Staub, Lärm und Lichterglanz
Durcheinander wirbeln, ein Mückentanz,
Der Saal, von rauschenden Stimmen erfüllt,
Ist wie ein Kessel, der überschwillt.

Aus dem geöffneten Tor,
Daraus das Kreischen der Geigen klingt,
Drängt ein Sturz von Licht in die Nacht sich vor,
Der von den schwebenden Klängen getragen
Kopfüber in das Dunkel der Gasse springt.

Aber drinnen, aus dem hölzernen alten Klavier
Kommen die Töne, zerstumpft und zerhackt,
Zerschlagen
Unter Hämmern, von Fäusten gepackt;
Und dicht an die Wand des Saales gedrängt,
Wie ein verendender, röchelnder Stier,
Dem schon der Tod um die Gurgel sich zwängt,
Wimmert und schluchzt und schreit das Quartett.

Über das spiegelnde, glatte Parkett,
Das lüstern den Schatten der Kleider trinkt,
Eine Welle, die steigt und sinkt,
Fluten die Tänzer in schwarzen Scharen,

Mit trällernden Zungen,
Die Füße ineinander verschlungen,
Als wollten sie sich im Tanze paaren.
Dirnen, Lustknaben, Tänzerinnen,
Wie sie mit vorgebogenen Leibern
Ihre Kreise beginnen.
Weiber verflochten mit Weibern,
Die lächelnd vorüberwehn.
Schaukelnde Lenden,
Die sich in bunten Röcken zieren,
Und ein Schwarm von suchenden Händen,
Die tastend über die Mieder gehn
Und sich in den Falten der Kleider verlieren.

Über die weiße Decke des Saales geht
Eine Wolke von Rauch und Dunst und steht
Darüber wie die Schwere vor den Gewittern.
Und die Leiber der Tänzer, die sich im Takte wiegen,
Sind die Ähren, die rauschend erzittern
Und unter der eigenen Reife sich biegen.
Doch die Köpfe der schlanken Frauen:
Mohnblüten, die im Winde beben
Und wissend vom Leben
Über die Menge schauen,
Und ihre bloßen Arme Schlangen, die sich erheben
Und winken
Und wieder ertrinken.
Nun öffnen alle den lüsternen Mund,
Und, ein Vogelkreischen, das lärmend zieht

Über den Straßengrund,
Singen sie alle mit klapperndem Schritt,
Singen ein wüstes Gassenlied
Zu den stumpfen, zerbrochenen Tönen mit. — —

Doch fern in den Häusern in müßiger Rast
Stehn hoch die Betten, in Linnen geschlagen,
Im Dunkel wartend wie Wandertiere,
Um der Leiber verschränkte Last
In die Stunden der Wollust und der Begierde
Der langen Nächte hinabzutragen.

Pariser Silhouetten

I

Nachtnebel auf dem Boulevard

Durch alle Straßen fließt der Nebel weiß
Und webt im Dunkel seinen Heiligenschein
Um jedes Licht am Weg. Das Wagengleis
Verliert sich in die graue Nacht hinein.

Die Menschen kommen aus verlornen Weiten
Und tauchen auf, ganz schattenhaft und bleich,
Bis sie von neuem in die Dämmrung schreiten.
Denn alle Dinge sind dir ferngerückt und gleich

Bewegten Massen, die im Nebel gleiten.
Mit feuchten Häuptern aus den Wellen steigen
Die Bäume, alt, ein schwankendes Phantom,

Und rudern durch die Nacht mit schwarzen Zweigen,
Ertrinkende, die stumm die Arme breiten,
Und sinken hilflos in den bleichen Strom.

II

Grauer Tag

Die Welt erlosch, ein blind gewordner Spiegel.
Die graue Luft hat sich den grauen Häusern
Verschwistert, daß sie beide blaß erscheinen
Wie eine Leinewand auf dem Theater,
Die aller Farben Glanz verlor. Im Nebel
Hängt tief die Sonne, ein vergilbter Mond.
Die Menschen aber gehn mit lahmen Schritten,
Als streiften schwere Ketten ihren Weg
Und trügen sie auf ihren Schultern hohe Lasten . . .
Bis sie am Ende, wo die Häuserwände
Die finstren Stirnen aneinanderlehnen,
Entschwinden wie durch ein verschloßnes Tor.

III

Giebelfenster im Quartier Latin

Nun wird der Hof zum eingestürzten Brunnen,
Mein Blick ergründet seine Tiefe nicht.
Felswände stehn die Häuser starr im Licht,
Darüber rauchend, eine Schar von Hunnen,
Dachsims und Giebel reiten in die Nacht.

Die Gasse krümmt sich, ein zerfallner Schacht.
Aus ihrer Tiefe abgelebtem Tale
Steigt in die fremde Stadt der Mond herauf,
Und meiner Hände hohle Opferschale
Fängt überrinnend seine Strahlen auf.

IV

Später Weg

Die Gasse war so schwarz und stumm
Und zog sich weit ins Dunkel fort.
Laternenpfähle ragten krumm
Wie Bäume kahl und abgedorrt.
Die Gasse duckte sich. Ein Platz stand leer.
Und einsam glitt der Mond darüber her.

Wer wußte, was das Dunkel barg?
In jedem Winkel schrie der Mord.
Ich wünschte mir, es wäre Tag,
Und zitterte bis an mein Haus,
Das wie ein Sarg
Stumm unter andern Särgen lag.

V

Das Fest

Nun wenn es dunkelt, jeden Abend treibt
Der Strom der Straße stärker mir vorüber.
Er brandet an den Häusern, reibt
Sich an den Toren schwer. Die Straße flutet über.

Und kleine Kinder stehn vor allen Scheiben
Mit Augen, die von Ungeheurem groß.
Wie sie im Strome zögernd weiter treiben,
Da lassen sie die Dinge nicht mehr los.

Die Alten selber werden wundersam,
Beglänzte Bettler sind sie anzuschauen,
In deren Seele fremd ein Leuchten kam.

Doch tief im Dunkeln stehn gebückt die Frauen,
Geheimnis wohnt in ihren Augenbrauen,
Und ihre Freude geht versteckt wie Scham.

VI

Montmartre

Nebel füllt, eine Wolke von Staub,
Den Platz. Schlaftrunken hängt das Laub.
Aus den Kaffeehäusern dringt Lärm herüber,
Und ein Lachen klingt roh.
Dirnen streifen wie Schatten vorüber,
Und im Dunkel flüstert es irgendwo.
Der Himmel, eine helle Hand,
Reckt weit sich über den Häuserrand.

In den steinernen Städten gegen Morgen,
Wenn die Menschen müde geworden
Von der Nacht,
Werden sie wie die Kinder wieder,
Hilflos und ohne Halt,
Legen den Arm um ein Dirnenmieder,
Glauben, es sei ein Mutterherz,
Das sie heimträgt mit sanfter Gewalt.
Aber in ihrer Seele der Schmerz,
Uralt,
Wacht auf; und mit Lippen voll Qual
In das verschlossene Frauenohr
Stammeln sie Liebesworte empor,
Sinnlos und ohne Zahl.

Grau die Nacht aus den Gassen steigt,
Aber die Dirne schweigt.
Ihr Auge nur küßt heimlich das Geld,
Das sie wie eine goldene Blume
In ihren welken Händen hält.

Der Lustpark

Aus Holz, Eisen und Leinewand,
Von Aufruhr geschüttelt und furchtbarem Schrein,
Mit papierener Krone, die Stirne belaubt
Von falschem Gold und erlogenem Schein,
Hebt in das nächtlich atmende Land
Der rote Baal des Vergnügens sein gottloses Haupt.

Wo gestern noch Felder im Finstern sich dehnten,
Voll Schutt und zerstampftem Kartoffelkraut
In die gelbe Weite des Abends gähnten,
Sind Häuser wie Treppen zum Monde gebaut,
Schlottern die Zelte in weißen
Gewändern daher, die wie Fakire gleißen,
Beben die Gassen, die rot sich verzweigen,
Und wälzen schäumend den goldenen Lauf,
Aus dem die trunkenen Türme steigen,
Die mit flammenden Händen den Himmel zerreißen
Und schleudern die Glut zu den Sternen hinauf.

Bis zum Bersten sind alle Adern geschwellt,
Als hätte die Stadt aus einer offenen Wunde
Ihr Blut ergossen in die nächtliche Welt,
Daß die Tore sich auftun, feurige Munde,
Menschen zu würgen und zu verschlingen:
In der Tanzsäle sich krümmenden Bauch,

In die Zirkushallen, die dunkel von Rauch
Und Geschrei, eine entsetzliche Glocke, klingen,
Um die verzweifelte Arme ringen,
Als stünde die Pforte der Ewigkeit auf;
Wo mit Märtyrerstimme die Tiere singen,
Und sich der Mensch zur Grimasse verzerrt,
Wo die Begierde alle Tribünen sperrt,
Wenn das Weib im Flackern der nächtlichen Brände
Seinen Leib, seine Brüste verhundertfacht,
Als wäre die Welt eine einzige Lende
Für die gemeine Lust des Mannes gemacht.

In diese Spielsäle, wo hinter samtenen Mauern
Die bleiche Angst auf den Teppichen geht,
Wo das Fieber in allen Spiegeln steht
Und von Krämpfen geschüttelt die Tische erschauern,
An die ohne Ende die Menge sich drängt,
Ihr Gold zu verschwenden,
Das sie, in dumpfe Stuben gezwängt,
In den Fabriken, den Arbeitssälen,
In die Schreibsessel gebückt über nächtlichem Quälen
Erkämpft, erlistet mit sinkenden Händen.
Das Gold, aus den Börsen geschleppt und den Banken,
In die eisernen Herzen der Häuser geengt,
Das wie das gelbe, giftige Blut die Adern zersprengt
Und aufschäumt und zerbricht alle Schranken —
Das allmächtige Gold,
Das ruhlos und gleißend die Herzen der Menschen durchrollt.

Doch die Freude mit ihrem Narrenseil
Hält alle gepackt — und treibt ihre Seelen geil,
Zitternd und nackt in den Strudel hinein.
Die Freude mit ihrem blutigen Schein,
Die Sucht, sich selber am Abgrund zu schauen,
Die alle Güte der Menschheit zerstört
Und die heiligen Gefühle der Mütter entehrt,
Mit Qual und mit Ekel im Morgengrauen;
Wenn mit heiserem Schreie
Der rote Baal des Vergnügens sie faßt
Und ausspeit als zertretene Kleie,
Daß sie die Straßen bedecken wie ein Morast.
Die Gier, die Inbrunst, sich selbst zu zertreten,
Der grauen Tage endloses Streben
In einer Stunde des Rausches zu töten,
Für das Glück der Sekunde sich hinzugeben:
Den Wunsch zu stillen, den sie in einsamer Brust
Jahrüber geschleppt durch Häuser und Gassen —
Ihr Leben zu lassen
Um Gold oder um tierische Lust!

Und jäh sich von aller Unrast befreiend,
Mit Gewalt sich erlösend, kein Opfer bereuend,
Grell
Ein Feuerwerk in die Nächte speiend,
Durch der Schaubuden geiles Gepränge,
Durch der Theater rauchende Enge
Dreht sich das H e r z d e r M e n g e
Wie ein rasendes Karussell.

Vor den Toren aber mit hungernden Blicken
Im Finstern drängt sich, von Arbeit und Alter
Bestaubt, und trunken an hölzernen Krücken
Der Schwarm der Bettler, der Motten und Falter,
Der aus dem roten Dunkel der Dünste
Blind in das Feuer rennt
Und an der flackernden Flamme der nächtlichen Brünste
Zischend verbrennt.

Des Dichters Lied von den Dirnen

Manchmal kommt eine Lust mich an,
Den fremden Dirnen gleich in der Gasse
Mich nächtens vor die Tore zu stellen.
Möchte mich ihrer Schar gesellen,
Flüsternd im Schatten der Häuserwand;
Denn sie sind Schwestern und mir verwandt.

Weil meine Seele bekränzt durch die Tage geht,
Weil sie für Gold sich hebt im Tanz
Und nackt vor den Blicken der Leute steht;
Weil sie gleich ihnen am Straßenrand
Wartet, ob sie keiner begehrt,
Die jedem sich gab mit lächelndem Wort:
Eure Liebe hat sie zerstört.

Bleich ist der Leib der Dirne und welk —
Den alle nahmen, will keiner mehr.
Meine Seele war reich und bettelt nun;
Frierend irrt sie im Dunkel daher,
Müde und wie das Herbstlaub zerfetzt,
Eh es der Regen zu Boden schlägt . . .
Wartend, daß sie ein Windstoß zuletzt
Unter die Tritte der Menschen fegt.

Die tote Stadt

Durch die Straßen, die stumm in die Nächte laufen,
Geht der Laternen endloser Zug.
Schwarz kauern die Häuser, steinerne Haufen.
Über Brücken und kahle Alleen trug

Dich der Wind wie ein Schatten. Die Tore mit blassen
Lippen schließen den gähnenden Mund,
Und deiner Schritte Schall in den Gassen
Geht hinter dir her, ein winselnder Hund.

In ihren Kammern, zu Leichen geschichtet,
Ruhen die Menschen, die jäh der Schlaf,
Der schweigende Henker, im Finstern gerichtet
Und mit dem Beil in den Nacken traf.

Die Liebenden in den flackernden Betten,
Von Gier und Wollust ganz leer gebrannt.
Die Gequälten in Fesseln, die Satten mit fetten
Leibern, ein ruhig schlafendes Land.

Gesichter, auf denen Lächeln und Lüge
Wie fallendes Wasser im Frost erstarrt,
Und zerrissene Stirnen, eiserne Pflüge,
Die die Erde durchwühlten, grausam und hart.

Aus ihren Häuptern wachsen die Träume
Durch Diele, durch Mauern und Schieferstein
Mit schwarzen Zweigen, rauschende Bäume,
Und greifen hoch in die Sterne hinein.

An ihren Ästen hohlklirrend schwanken
Gestalten, bleich, mit befiedertem Haupt,
Die in den Wind ihre Arme ranken,
Mit Häuptern sind ihre Wipfel belaubt.

Und zitternd durch Tore und Häuserlücken
Stiehlst du dich scheu in das Dunkel fort.
Mit Lärm, mit Unrast und dröhnenden Brücken
Erstarb die Stadt der Menschen im Mord.

Stumm in den steinernen Särgen geborgen,
In ihren Häusern bahrte die Nacht sie auf.
Ist dieses die Stadt der Toten? Wacht niemals ein Morgen
Über der Masse der Schlafenden auf?

Flucht aus der Stadt

Du weiße Welt, durch die ich wandernd schreite,
Darin mein Kleid ein schwarzer Flecken steht,
Du dunkler Wind, der durch die Wälder geht,
Und über Eiseshügeln blaue Weite,

Ihr Felsen, Berge, heller Nächte Haus,
Wenn Sturm den kühlen Brand der Sterne schürte,
Dahin mein Fuß aus tausend Schrecken führte —
Ich breite liebend meine Arme aus.

Doch tief in meiner Seele hör ich rinnen
Der Straßen Strom, die ich in Hast verließ,
Der Wagen Rollen über Stein und Kies
Und Blitz und Schreie von beglänzten Zinnen.

Die Nacht hat alle Herzen aufgehetzt,
Der Haß der Häuser Augen rot entzündet,
Und jeder Schritt ist mit dem Tod verbündet,
Und Kinder werden unterm Rad zerfetzt.

Aus tausend Röhren quillt es, finstren Dämmen,
Und tief aus meiner Seele bricht die Stadt
Mit Wut, mit Ekel und von Unrat satt
Und schwarzen Strömen, die das Land beschwemmen.

Ihr Felsen, Berge, stürzt auf meine Brust,
Daß meine Seele tief im Eis erfriere,
In euch versteinert ruht gleich einem Tiere
Von allem Leid befreit und von der Lust!



Aus dem vollen Herzen



Die Braut

Das Rufen der Handwerker auf den Bauplätzen
Um die siebente Stunde am Morgen weckt mich aus dem Schlaf.
Der Schrei der Obsthändler in den Höfen,
Der Gesang der Glocken auf den Straßen,
Der Ruf der Dampfboote über dem Fluß,
Langgezogen wie das Pfeifen von Vögeln,
Verkündet mir: es ist die Stunde der Schlacht.

Das Gold der Sonne rollt die Straßen hinab.
O Schmutz der Tage, Abfall und Greuel der Nacht,
Aufgewühlt von der hellen Stirne des Windes,
Mächtig rauscht es daher, eine Woge von Licht!
Weiß umschäumt es die narbige Brust der Häuser,
Ertränkt in Himmel die Dächer,
Erstickt in Licht die Tore, die Menschen in Licht.
Ihre Räder schleppen, ihre Füße gleiten im Licht . . .

Aber leicht und rein mit rosigen Türmen
Hebt meine Stadt sich auf aus der Flut,
Schlank gebaut, ein Weib, das aus dem Bad steigt.
Ihre Augen sind klar von Schlaf.
Zitternd steht sie in feuchtem Licht:
Meine Braut, meine Geliebte!

Manchmal an den warmen Abenden im Sommer

Manchmal an den warmen Abenden im Sommer,
Wenn die weiche Luft die grauen Züge der Häuser verhängt,
Schau ich mit lüsternem Begehren die Frauen und Mädchen der Stadt,
Wie sie in der Dämmerung vor den Toren stehen
Und die Gasse hinabhüpfen auf Taubenfüßen.
Ich höre die Musik ihrer Schritte,
Ich betrachte die weiße Linie ihres Halses,
Schlank wie die gebogene Sichel des Mondes.
Ich sehe ihre spitzen Lippen, eine Schale zum Trunke geöffnet,
Und ein heißer Atem weht mich an aus den Falten ihrer Kleider.
Ich liebe sie, diese Frauen und Mädchen der Stadt,
Die breithüftigen und die schlanken mit hohen Brüsten,
Die, deren Glieder in Seide flüstern,
Und auch die offene Bluse der Arbeiterin verachte ich nicht.
Nie lieb ich sie so wie eingehüllt in das warme Gewand des Abends.

Daß sie mein wären, diese Frauen und Mädchen der Stadt,
Einmal umfangen zur Stunde der Dämmerung,
Daß ich stark wäre und tausend Ströme hätte,
Tausend Ströme des Lebens auszugießen in die darbende Furche der Leiber.
O abendliche Lüsternheit der Sommertage! O Millionen Nächte der Wollust!

Von den Tagen der Schuld

Steigt auf, o Tage der Schuld, ihr klagenden Häupter,
Segnen will ich euch, die ich oftmals verschmähte —
Ihr Irrsal meiner Jugend-Wanderschaft.

Lag meine Seele nicht flach wie ein See in den Wiesen?
Habt ihr nicht seine Flut zum Strome gepeitscht und zum Meere den Strom?
Habt ihr nicht Schmerz und Reue, die Grabeisen, hinabgeworfen in seinen Grund,
Habt ihr sie nicht alle geschaffen, Höhen und Abgründe meiner Seele?

Steigt auf, steigt auf, ihr Tage der Schuld (gegrüßt und willkommen).
Du: Haß, du: Treubruch, du: schändlicher Verrat, du: Rache, du: Selbstsucht, du: lieblose Verlassenheit.
Heimlicher Diebstahl an den unbewachten Leibern der Mädchen,
Raub und Mord an der entfesselten Schönheit der Frauen,
Lang erkämpfter und wieder verlassener Besitz,
Sehnsucht und Verzweiflung um die verstoßene Geliebte,
Wiederkehrend, wartend und winselnd vor der verschlossenen Tür,
Noch um die Demut betrogen.
Wie zerfallenes Gemäuer das Antlitz des Vaters,
In Tränen aufgelöst das Auge der Mutter,
Weinend um alle Sorge und Mühe der Kindheit, um die wir sie bestahlen.

Ihr Tage der Bitternis, ihr zerrissenen Nächte der Qual,
Wart ihr es nicht, die das Gebäude meiner Seele schufen?

Lust ist im Glück und Lust ist in der Freude,
Im Schmerz aber ist noch größere Wollust.
Lüstern bin ich nach heimlicher Tat und Verbrechen,
Und oft noch träumte ich, jene beneiden zu müssen,
Die hinter Zuchthausmauern sitzen und Kerkerwänden
Und deren Blicke hinabreichen über die letzten Abgründe und
Klüfte.

Meint ihr, ich hätte die Liebe je gekannt ohne die Schuld?
Hätte je ein Opfer gebracht und um die Güte der Menschen
geworben?
Hätte je aus meiner Seele Mutterschaft ein Lied sich empor-
gerungen? . .
O meine brausenden Gesänge, wie ich euch liebe,
Marksteine meines Leids und meiner Leidenschaft,
So will ich euch segnen: Tage der Schuld,
Die ihr mir Träger seid zum Ruhme und erste Stufen der
Unsterblichkeit.

Von der Keuschheit

Ihr keuschen Frauen und Jungfrauen, bleibt ferne von mir.
(Ich begehre euch nicht.)
Wohl freue ich mich eurer Jugend, eurer lüsternen Unschuld,
Oftmals verlangte es mich, sie zu zerstören;
Aber dennoch sage ich: bleibt ferne von mir.

Euer kleinlicher Stolz, eure wohlbehütete Reinheit,
Sind sie mehr als ein weißes Linnen, verschlossen hinter der eichenen Schranktür?
Scheinen sie nicht alt und schwer vom Duft der Lavendel?
Gabt ihr ein Leben dafür mit tausend ungenossenen Freuden,
Mit tausend ungenossenen Schmerzen, nur um rein zu bleiben?
Habt ihr nie die Scham gekannt, unschuldig zu sein?

Das Weib, das ich begehre, muß gekostet haben von allen Übeln der Welt,
Mit allen Tugenden und Untugenden soll sie gewappnet sein.
Wie mit einem Krieger will ich kämpfen mit ihr.
Spähend will ich den Blick ihrer Augen ertragen,
Wartend, ob ich ihrer Prüfung widerstehe.
O, wie ihre Brüste darnach schreien, die hohle Schale meiner Hand zu füllen!
Wie sie über mich breitet den dichten Mantel ihrer Haare,
Wie sie dahinschreitet ihrer selbst bewußt!

Wie den Geist eines welterfahrenen Mannes will ich ihren Leib loben

Und ihre Seele einen Schiffer, der heimkehrt aus tötlicher Gefahr.
Habt ihr je gehört, daß man die Wissenschaft der Unerfahrenen schätzte,
Die vom Leben nichts kennen noch wissen?
Wie aber sollte ich den Leib dessen begehren, der es nicht gelernt hat zu lieben?

Von der Wollust des Gekreuzigt-Werdens

Gebt eine Stunde der Demut mir, eine Stunde der Knechtschaft!
Brünstig bin ich, euer Sklave zu sein.
Den Lastträgern neide ich ihre Qual, den Kettenhunden ihren Hunger.
Mitleidige Schwestern der Nacht, nehmt mich auf in eure Gemeinschaft!

Zu allen Freunden will ich gehen, die ich liebte,
Zu allen Frauen und Mädchen, die mich von sich stießen.
Warten will ich vor der Tür ihrer Kammer,
Um ihr höhnisches Lachen zu hören,
Ihren Spott, den ich nicht ertragen kann.
Hinwerfen will ich mich über die Schwelle der Tür,
Daß ihr Fuß mich streift, wenn sie mit ihrem Geliebten hinüberschreiten,
Daß ich das leise Knarren der Betten höre
Und die lispelnden Laute der Wollust,
Wenn sie in ihrer Kammer beieinander schlafen,
Und nicht weinen will ich vor Zorn, nicht weinen vor Schmerz.

Ein Kind weiß ich, das mir lieb ist,
Auf irgend einer Straße sah ich es vorübergehen,
An einem Tag, der voll Sonne war, fremd, lächelnd.
Und hinknieen will ich vor ihm in den Schmutz der Gosse
Und seine Füße umfangen und sagen:
„Sprich, was willst du? Befiehl, und ich werde es tun!" —
Und es wird mich um Blüten bitten und bunte Steine vom Weg.

Zu den Ärmsten will ich gehen, zu den Tagelöhnern im Volk:
Legt eure Lasten mir auf die Schulter
Und geht hin, genießt die Stunde der Freiheit!
Ich will Brot schaffen für euch.
Ich will eure Qualen tragen.
Ich will im Gefängnis sitzen für euch.
Ich will betteln gehen für eure Kinder!

Und aufbauen werde ich den Gott, den ich zerschlug.
Mit meinem Blut will ich die Trümmer seines Bildes aneinander heften,
Die eigene Seele will ich ihm hauchen in seinen toten Leib
Und mich geißeln lassen am Fuß seines Bildes,
Bis sein starrer Mund sich öffnet und spricht: Es ist genug.

O Wollust des Gekreuzigt-Werdens,
Geschlagen, gesteinigt von denen, die wir liebten.
Allzu hoch wuchs ich über euch, ihr Brüder,
Allzu hoch habe ich mich über euch gestellt, meine Schwestern.
Brünstig bin ich, euer Sklave zu sein.
Gebt eine Stunde der Demut mir, eine Stunde der Knechtschaft!

Gesang von den Straßen der Stadt

I

Euch will ich singen, breitbuchtige Straßen, wildüberwühlte Plätze,
Blutrinnende Adern der unendlichen Stadt.

Steinerne Klüfte ragt ihr, Bergtäler, Kanäle,
Felsstirnen die Wand eurer Häuser, grau, hart, unerbittlich
Tragt ihr die dunkle Woge der Menschen dahin.
Brausend und brandend und an den Häusern sich brechend,
Aus eurer Tiefe tönt ihr Gesang empor:

„Tag, Tag, dir rauschen wir,
Eh du noch aufblühtest über den Dächern,
Wenn du schon blutend ertrankst im Rauche der Schlote und Essen,
Dir, Arbeit der Hände, Arbeit der Hirne, Arbeit der Herzen,
Euch allen rauschen wir, wachsend und stoßend und vorwärtsdrängend,
Weiter, weiter, dem Morgen, dem Mittag, der Dämmerung entgegen,
Ohn Ende! Ohn Ende!"

II

Der Hufschlag der Pferde, das Rollen der Räder,
Die Schritte der Menschen umdröhnen mich,
Ein Sturm, der durch eure Schluchten dahinjagt.
Schritte von Arbeitern, Schritte von Frauen,

Schritte von Müßiggängern, Schritte von Kindern,
Schritte, die dröhnend sind wie der Schlag eines Hammers,
Schritte, die wie der Wind seufzen,
Schritte, die leicht sind wie ein Lied.
Schritte der Jugend und Schritte des Alters,
Heeresschritte der Menschheit,
Wie den Sturm eines Orkanes vernehme ich sie.
In ihrer Woge treibe ich dahin, stoßend und wieder gestoßen,
Ein rollender Stein in der Flut, willenlos,
Dem Ende der Straße entgegen, das sich auftut vor mir:
Ein Tor zu neuen Straßen und Schluchten,
In das die Masse sich ergießt, gärend und zum Strudel sich verschlingend,
Dem Abend, der Dämmerung zu.

III

Da leuchtet der Himmel auf über den Häusern
Wie über den Gipfeln ferner Berge,
Da rötet die Wolke sich, führend, verheißend,
Und einen Augenblick staut sich der Strom und steht,
Und die Blicke der Menschen suchen hinauf in den blassen Himmel,
Suchen hinauf zu der roten Flamme, die in den Scheiben der Dächer brennt
Wie an den Graten eisiger Gipfel:
„Zeig uns den Weg, der hinausführt aus diesen Schluchten,
Weiter denn an das Tor dieser Straße,
Den Weg zu Kinderland, den Weg zu Heimat,
Den Weg zu Freude, zu atmender Erde! . . .“

Zornglühend aber bricht das Licht aus den Scheiben der Fenster,
Eine Flut von starrem, gehässigem Glanz,
Grinsend, hohnlachend gießen sie aus über den Strom der Menge,
Der unheimlich schwärend, ein dunkelschäumendes, faulgewordenes Wasser,
Weiter die Straße dahindrängt,
Der in die Nacht hinunterfließend langsam zurückebbt und versiegt,
Bettler und Dirnen auswerfend an den Strand eurer Häuser.

IV

Wie ich euch liebe, nachtstille Straßen, mondüberhellte Plätze!
Ging ich in Wäldern und an Meeren je einsamer denn in eurer Mitte?
Fand ich die Liebe nicht unter dem Torbogen eurer Häuser sitzend,
Wartend, daß ich ihren Leib umfinge?
Ging sie nicht von mir in ihrem weißen Kleid,
Tanzend auf der Flut der Menschen, ein leuchtendes Rosenblatt?
Wo brauste der Sturm mir stärker, denn in euren Schluchten, zwischen euren Häusern,
Alle Qualen aus meiner Seele lösend?
Siehe, der Tag taumelt herauf, und der Strom, zurückflutend,
Bricht aus geöffneter Schleuse hervor,
Unter der Dämmerung gebeugt, in einem Jochbogen dahinziehend.
Brausend und brandend und an den Häusern sich brechend,
Ewig tönt sein Gesang aus der Tiefe empor:

„Tag, Tag, dir rauschen wir,
Eh du noch aufblühtest über den Dächern,
Wenn du schon blutend ertrankst im Rauche der Schlote und Essen.
Dir, Arbeit der Hände, Arbeit der Hirne, Arbeit der Herzen,
Euch allen rauschen wir, wachsend und stoßend und vorwärtsdrängend,
Weiter, weiter, dem Morgen, dem Mittag, der Dämmerung entgegen,
Ohn Ende! Ohn Ende!"

Abend

Über den Fluß hin hebt mit steinerner Klippe sich düster die Stadt.
Roter Glanz schwelt um ihr Haupt. Und die Laternen in langer Reihe,
Vermummte Fackelträger, geleiten den Strom in sein Grab.
Rotes vergossenes Blut: schreits aus den Wolken.
Ist es die Stunde nicht, da die Verbrecher der Stadt sich sammeln zum Mord?
Schleichen nicht Diebe sich unter die Dächer: Sinds Schatten? Sinds Menschen? . . .
Ist es die Stunde nicht, da aus den Schenken der Schrei der Betrunkenen tönt?
Da die rote Brunst der Theater aufschlägt, eine geschürte Flamme?
Stellen nicht Weiber den Leib zur Schau?
Sie reißen die Scham von den Brüsten, ein zerfetztes Gewand.
Ist es die Stunde nicht, da die Heimatlosen unter die Torbogen sinken?
Ihre Gesichter verzerren sich im Schlaf.
Väter stoßen die Kinder auf die Gasse um Geld.
In den Nachtasylen haben die Knaben sich zu den Männern gelegt,
Die Obdachlosen, die in einem Bette zusammen schlafen,
Treiben Blutschande miteinander.
Ist es die Stunde nicht, da alle, die hungrig sind nach dem Tod,
Allein blieben mit ihren Gedanken?

Stürzen nicht Kinder sich in den Hof, die Gesichter von Furcht zerfressen?
Warten nicht Mütter der Stunde der Geburt?
Ihre Finger sind schmal und gewunden wie ein Strick,
Bereit Leben zu schenken oder zu töten.
Sind die Ufer nicht schwarz von den Schatten derer, die müde sind?
Sie schauen lange den Strom, der sie mit kalten Armen umfängt:
So nimmt die Dirne den Mann, den sie nicht liebt.

Wer hat die Pfosten der Häuser mit Blut bestrichen?
Wer die Fenster, die Dächer, die Gassen überschwemmt mit Blut? — —
Aus deinen Wolken, sinkender Abend, bricht Unheil auf meine Seele herab.

Am Rande einer grauen Stadt

Die ferne Stadt im Abend

Von jenen Feldern, finsternisumbrandet,
Um die der Ferne feuchter Atem schlägt,
Versinkt die Stadt, und jeder Fluß versandet,
Der mich zurück in ihre Mitte trägt.

Wie eine Flotte liegt sie, nebelhaft,
Und ihrer Türme blanke Maste ragen
Ins Himmelsgrau. In schwarzen Fahnen schlagen
Rauchsegel, steil und drohend aufgerafft.

Aus den Kajüten dringt verhaltner Schrei,
Darunter Menschen gramgefesselt liegen.
Der Stadt entbunden wendet sich mein Schritt,

Und aus der Tiefe ringt der Blick sich frei —
Ein Riesenschiff die Horizonte wiegen,
Das mir entgleitend in die Dämmerung tritt.

Dominsel

Der schwarze Dom, verloren in der Zeit,
Hebt seiner Türme Hörnerpaar zum Licht.
Von seinem eingefallnen Nacken bricht
Der Schnee; und um die tote Insel weit

In Schollen treibt der Strom. Er singt Musik,
Wenn seiner Hügel Eis das Ufer sprengt,
Der drohend Markt und Brücken überstieg,
Ein Gletscher, grau in Gassen eingezwängt.

Der Kirche Pfeiler, schmerzerstarrte Glieder,
Stemmen sich in den Schnee. Der Frost verdarb
Die blinden Fenster. Kalk hängt dürr hernieder,

Ein Fetzen Haut. So sich ins Dunkel bäumend,
Ragt sie . . . ein Mamuth, das im Eis verstarb,
Den ewigen Schlaf vergessner Stunden träumend.

Die Ertrunkenen

Wenn ich des Abends am einsamen Flusse schreite,
Tönt aus den Wellen dunkler Klagen Gesang,
Und der Ertrunkenen Stimme gibt mir Geleite
Durch die Nacht, durch den Tag, auf bräutlichem Gang.

Wir, wir schreiten im Blau, in regnendem Lichte,
Von Sternen ist hoch, von Himmel das Haupt überdacht,
Und wir bilden den Tag und wir haben ferne Gesichte;
Sie aber wohnen in Schweigen und ewiger Nacht.

Versunkene Schiffe, beladen voll modernder Schätze,
Ankern sie tief in der Flüsse gleißendem Grund,
Sie streifen der Fischer schleppend gefüllte Netze,
Algen und Schleiche nisten in ihrem Mund.

Furchtbar hebt sich der Berg der geschwollenen Leiber,
Von Wasser gebläht, ein triefend gefüllter Sack,
Von den Fischen benagt die entblößten Brüste der Weiber,
Vergangener Schönheit entsetzliches Wrack.

Blasen steigen auf aus den pilzüberblühten Weichen —
O weiße Schaluppe, mit Ratten und Fröschen bespannt,
Es sitzen auf ihrer Mütter gedunsenen Bäuchen
Die Ungebornen und segeln hinab in das Land.

Ich grüße euch, der Liebe verratene Pfänder,
Im Tanzkleid, im strohgeflochtenen Hut!

Und über mich durch der Brücke finstres Geländer
Fällt Laternenlicht auf eure einsame Flut.

Im Abfall und Spülicht der eingestürzten Kanäle
Schwimmt eurer Haare flatternd gelöster Tang,
Und es tastet die Hand um der Speicher zerfallende Pfähle,
Aus ersticktem Jammer hebt sich ein süßer Gesang.

Haß, Hunger, Verzweiflung, Ekel und Reue
Ebben dahin um der Häfen betrümmerten Strand,
Und sie halten die Stadt, ihre Brunst und stürmischen Schreie
Mit der dunklen Wucht ihrer Stille gebannt.

Schweigend wälzt sich der Strom. Um die frierenden Küsten
Gießt Abend schwarz sein geronnenes Blut.
An den versunkenen Inselbrüsten
Saugt still, wie das Kind am Busen der Mutter, die Flut.

Alle Häuser stehen hell in der Sonne

Alle Häuser stehen hell in der Sonne,
Alle Häuser stehen weiß in Blüten,
Und die Fenster sind goldene Kelche,
Augen, die in Freude
Und Feuer erglühten.

Lege dein Ohr an die Häuserwand:
Herzen schlagen in steinernen Wänden,
Herzen, in Mühsal und Dunkel gestellt,
Herzen wollen Liebe verschwenden —
Und die Straßen an allen Enden
Wandern hinaus in den Frühling der Welt.

Märkische Landschaft

Der Forst stand fahl im Frühlingsschein.
Wir fühlten, wie die Luft im Weitergehn
Uns müde machte, ein zu schwerer Wein.

Das Silbergrau der Havelseen
Schwoll dunkel unter wachsenden Gewittern,
Und müde Birken, vorgebeugt im Stehn,
Flüsterten in das Frühlingswehn,
Blaßjunge Nonnen, die nach Liebe zittern.

Das Land in Blüte

Auf allen Bäumen tanzen weiße Blüten
Wie Schmetterlinge, die im Weiterfliegen
Sich schaukelnd auf den dunklen Ästen wiegen.
Wir tragen ihren Duft an unseren Hüten,
In unseren Kleidern halten wir ihn fest . . .
Und lauschen, wenn ein Leiermann am Rande
Des Wegs, den Stelzfuß halb verscharrt im Sande,
Sein wehmutblasses Lied ertönen läßt.

Windmühlen stehn mit unbewegten Flügeln
Als Totenkreuze horchend auf den Hügeln,
Die weiß erglühen, breite Wellenschäume,
Als wären aus des Himmels blauem Brand
Die Wolken, müd vom Sehnen unserer Träume,
Hinabgesunken in das flache Land . . .
Und zögen weiter nun im Grün der Bäume.

Dörfer im Feld

Die Dörfer, die um die Stadt sich ziehen,
Sind Flüchtlinge, die in die Ebene fliehen.
Niedere Hütten, zerbrochene Stiegen
Zwischen Schutt und verrußten Auen:
Bettler, die verschmachtet am Wege liegen.

Und die Menschen, die die karge Erde bebauen,
Stehen, verdorrte Bäume, im Feld. Sie schauen
Von ferne nur immer die Stadt, die sich endlos erhebt,
Um deren Türme der Rauch als ein Helmbusch flattert,
Wo von dem Dröhnen der Fabriken die Erde erbebt,
Wo in Wolken der Donner der Züge schwebt,
Den sie wie fernes Schlachtgetöse vernehmen.

Doch das Licht, das nachts aus den Dächern dringt,
Glänzt ihnen sanfter denn Heiligenschein
In Kapellen, wo Gläubige beten.
Von schwarzem Gold die Gassen. Altäre von Stein
Die Häuser. Wo das Brausen der Orgel erklingt,
Und die sie nur zögernd betreten.

Tage im Herbst

Die hellen Tage, die der Herbst mir bringt,
Wenn auf den Bäumen sich ein letztes Blatt,
Ein bunter Vogel, wiegt und aufwärts schwingt
Und in die Ferne fliegt: die Tage hat
Mein Herz wie die Geliebte lieb,
In letzter Stunde, eh sie von mir scheidet,
Wenn sie den warmen Abend bei mir blieb.

Ich fühle schon die Nacht. Die graue Stadt
Steigt hinter leeren Wäldern jäh entkleidet
Am Himmel auf, die letzte Scham verlierend . . .
Vergessner Leichnam, dem man das Gewand
Vom Rücken riß, und der nun nackt im Land
Und unbestattet liegt, im Tod noch frierend.

Der segelnde Tod

Im Nebel schaukelnd auf erdigen Wogen
Vor der Städte furchtbar gesträubtem Brand
Kommen der Gräber schwimmende Schiffe gezogen,
Boote von Erde, Kähne von Sand.
Und in den Kajüten, von Moder erfüllt,
Die krachend im Sturme der Ebene schwanken,
Hinter den morschen Brettern und Planken
Sitzen die Toten in ihre Hemden gehüllt.
Der kahlen Schädel blankes Gebiß,
Drin der Zähne weißliche Nägel stecken,
Verkohlte Leiber voll Aussatz und Flecken,
Die Feuer würgte, das Rad zerriß.
Einer riesigen Flotte schwarzes Gewühl,
Mit Bändern und Schleifen den Bug bespannt,
So treiben sie glitzernd hinaus in das Land,
Dunkel rauscht Erde um ihren Kiel.

Und donnernd stampfen über das Feld,
Die Schilde funkelnd im Sonnenschein,
Wie Burgen weit in die Ebne gestellt
Die Häuser in graue Fernen hinein,
Und flatternd laufen von Himmel umweht
Die hölzernen Hütten und Lauben im Wind,
Aus Lumpen und Brettern zusammengenäht,
In die der Herbst sich bettet, der blind
Mit Papier die zerbrochenen Fenster verklebt,
In denen der Sommer der Armen lebt.

Doch wie die Stadt sich aufhebt und weitet
Und schwellend über die Ufer tritt,
Mit Hochmut das Haupt in den Himmel gebreitet,
Eine Woge, die grau in die Steppe gleitet —
Die Gräber, die Gräber wandern mit.
An der Straße, die breit in die Ebene zieht,
Wo von Ruß geschwängert, von Unrast heiß,
Der donnernden Züge ehernes Gleiß
In die ewigen Fernen der Erde flieht,
Da sprengen sie wuchernd ihr Rasenbette,
Da steuern die Toten hinaus in den Nord,
Erheben zum Schlachtruf die magern Skelette
Und besteigen zur Wettfahrt der Gräber Bord:

Selbstmörder mit aufgerissenen Hirnen,
Die Schädel durchbohrt, ein durchlöchertes Sieb,
Priester, Gelehrte, Soldaten und Dirnen,
Wie Messer schartig die kantigen Stirnen,
Die der stumpfe Sand ihres Denkens zerrieb.
Gefangene, die mit Messern und scharfen
Scherben sich die Gesichter zerkratzten,
Die sich irr aus den offenen Fenstern warfen,
Wie Kastanien dumpf auf den Steinen zerplatzten.
Der Flieger mit dem zerbrochnen Genick,
Der Schultern verbogene Drähte verrenkt,
Dem im glasig offenen Blick
Noch das feuchte Glänzen der Wolke hängt.
Lahme, die krumm in den Särgen hinken,
Frauen von bleicher Schönheit verklärt,

Deren Haare das Wasser der Grube trinken,
Die der Tod beschlafen und grausam entehrt.
Ein Gürtel, gewebt in verwesendem Ringe,
Haß, Liebe — ein Kehricht, zusammengefegt,
Die würgend der Tod, eine furchtbare Schlinge,
Um den röchelnden Hals der Städte gelegt:
So schleppen sie schweigend die grausige Fracht
Durch Hügel von Schutt, durch Täler von Nacht.

O dieser Toten kranke Begier,
Sich modernd noch aus der Erde zu reißen,
Die wie Schwangere in den Gräbern kreißen,
Mit Kränzen, mit Schleifen und Urnenzier
Noch sterbend mit ihrem Reichtum gleißen.
O diese Gräber voll finster gewaltigem Leben,
Die ihre Kreuze, von Blüten betaut,
Dreifingrige Hände zur Sonne heben,
Die ewig funkelnd auf marmornem Stein
Ihren goldenen Namen verzweifelt und laut
In den grauen Himmel der Straßen schrein!

Und die einsamen Gräber in den verlorenen
Dörfern draußen, vom Sturm geschaukelte Wiegen,
Die verlassenen Toten mit ihren erfrorenen
Gebeinen, die vergessen am Wege liegen,
Die in zerfallenen Kirchen, in steinernen Truhen
Seit Jahren, seit Jahrhunderten ruhen,
Sie weckt der wachsenden Städte Schall
Und der eilenden Schritte klingender Schuh,

Sie heben das Haupt auf den Grabenwall
Und strecken die müden, vom Schlaf verlegnen
Glieder und wie Schiffe, die sich im Meere begegnen,
Winken sie grüßend den Brüdern zu.
Ihrer langen Arme hölzerner Stiel
Hat als Fahne das weiße Linnen gepackt,
Sie schwenkens im Wind und trommeln den Takt
Auf der hohlen Brust zu klingendem Spiel.
Särge, die jäh der Sturm in die Tiefe fährt,
Wracks, die lautlos der Strudel vernichtet,
Und Schiffe in vielen Stürmen bewährt;
Die Kreuze wie Maste und Rahen errichtet,
Durch Äcker dunkel plätscherndes Meer,
In die steigende Ebene die Anker gelichtet —
Segelt der Tod vor dem Leben her!

Wolken

Nachts über der dunklen Stadt
Drängen Wolken in überstürztem Tanz.
Vom Fluge über die Länder matt
Lasten sie rot, ein nächtlicher Feuerglanz.
Ihre hängenden Bäuche streifen die Spitzen
Der Türme, die wie Sterne erblitzen.
Blasse Spiegel sind sie darüber gestellt
Und trinken den geifernden Schein
Der Laternen rotwangig in sich hinein.
Sie haben die finsteren Höfe erhellt
Und blickten in alle Fenster hinein,
In die schwarzen Gassen und Winkel der Pein.
Sie haben die Liebe auf ihrem Bett gesehen,
Den Mörder in seinem bespritzten Gewand,
Und mit dem Abglanz von vielem dunklen Geschehen
Drängen sie weiter hinaus in das finstere Land.

Und die Menschen, die nachts auf den Feldern stehen,
Und die im Dunkel über Wegen irren,
Schrecken auf bei dem großen Schwirren
Der Wolken, die in blutschwangerem Zuge
Vorübergehen, und lesen mit ahnendem Blicke
Tod und Unheil in ihrem Fluge
Und des kommenden Tages böse Geschicke.

Einsame Laterne vor der Stadt

Im Felde steht sie, einsam wie ein Baum,
Und ihre langen, bleichen Strahlen regen
Und teilen flüsternd sich im finstern Raum,
Licht-Zweige über nachtverhangnen Wegen.

Sie ist ein Trost den schmerzgeführten Müttern,
Die über Feld in ihre Häuser gehn,
Und Haß den Trunknen, die im Schlafe stehn
Und welk wie Laub um ihren Stamm erzittern.

Sie liebt das Dunkel. Manchmal aber wacht
Ein Sehnen in ihr auf: die Äcker trügen
Sie zu dem Strom der Brüder hin, die frei von Nacht
Durch Straßen wandern, weit, in weißen Zügen . . .

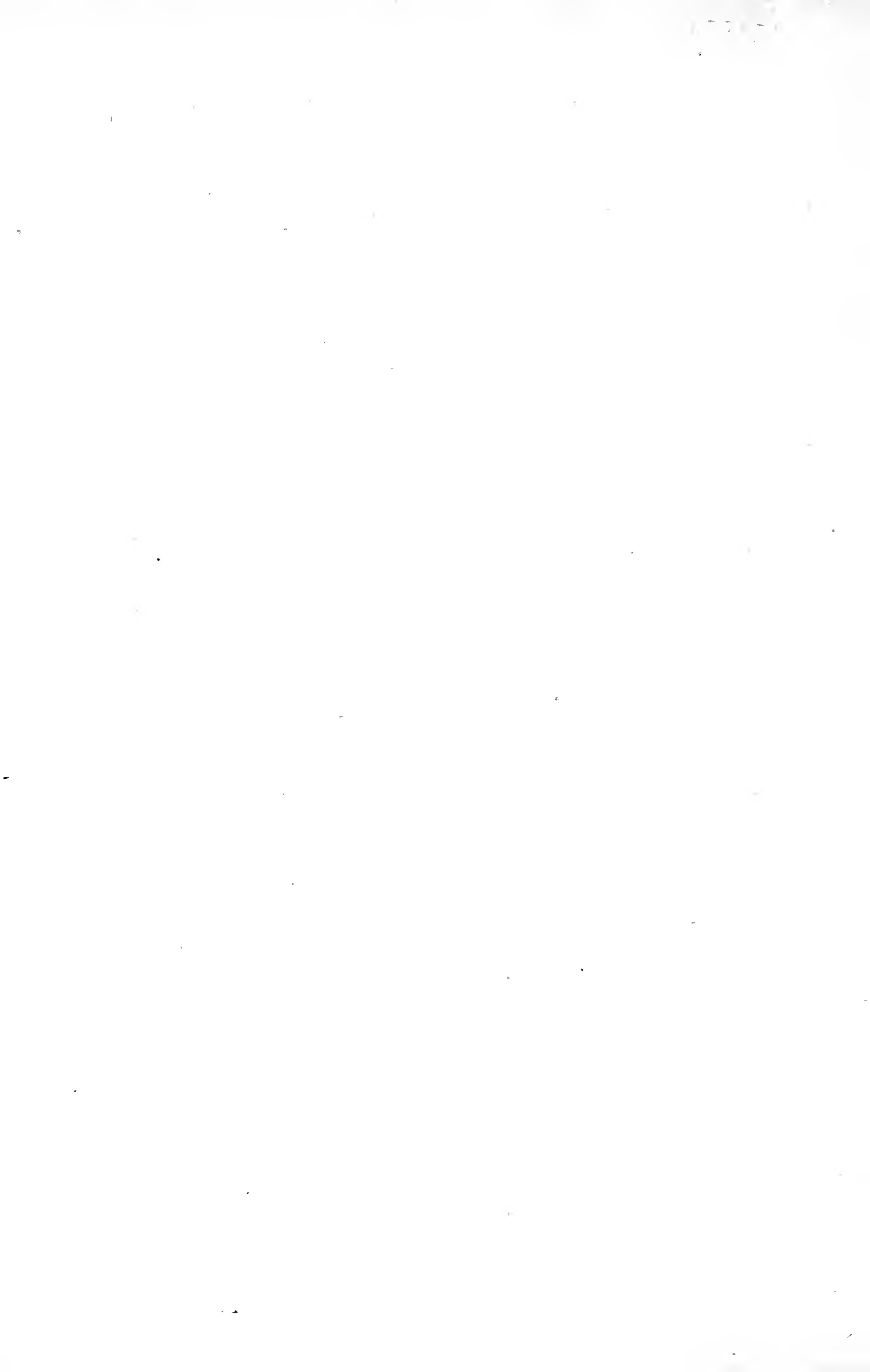
Doch nur ein Brausen trifft sie, fremd und heiser,
Indessen sie in kalter Stille steht,
Dem Wind ein Gast . . . und nie den Ort erspäht,
Dahin sie Botschaft war und Wege-Weiser.

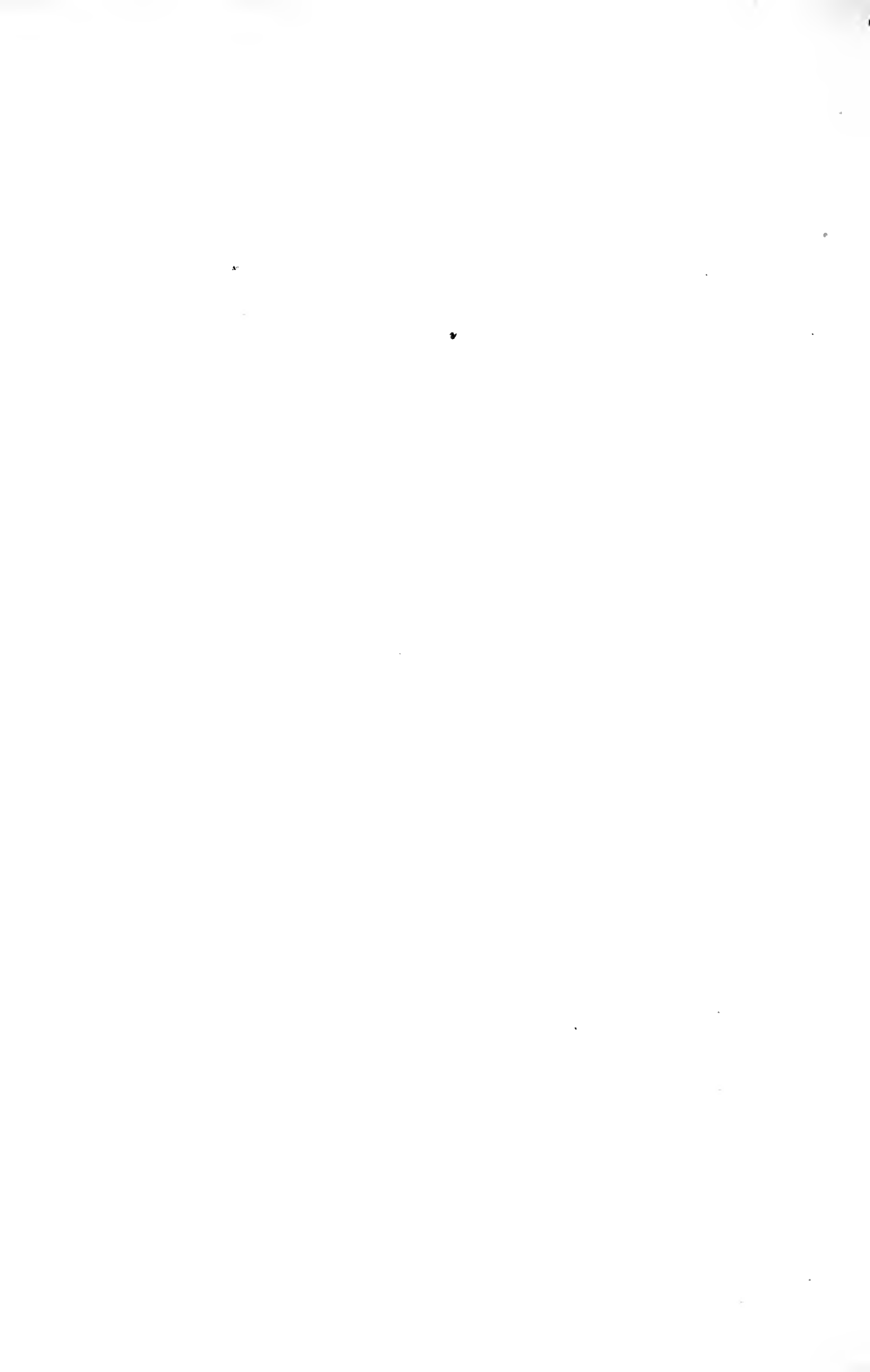
Sehnsucht nach der Stadt

An jedem Abend, wenn von den Hügeln leise
Der Herden Läuten im Wind
Wie sickerndes Wasser auf seiner Reise
Hinab in die schlafenden Täler rinnt,
Sehnt aus der Dörfer blassem Frieden,
Aus dem Wandel der Uhren, die müßigen Schlags
Begleiten der Stunde sattes Genügen,
Meine Seele sich heim in den Aufruhr des Tags:

O ihr Städte mit eurem wilden Begehren,
Die ihr mit Türmen und flammenden Speeren
Das schweigende Herz des Himmels zerreißt,
Aus denen mir Freiheit und Wissen gleißt!
Wunder der Zeit, aus ringendem Geiste geschaffen,
Aus Mühsal und Dunkel hoch an das Licht gebracht,
Aus euren Mauern wuchsen mir Wunden und Waffen,
Und ewig donnert in eurer Tiefe die Schlacht.

Wie meine Gedanken ins Leere hinüberranken,
O Wälder, die meine Worte tranken,
In eurer Stille steh ich verwaist.
Doch fern aus der Tiefe grüßt mich die hohe
Dampfende Säule von Rauch, eine Fackel steht
Am Himmel, meiner Städte feurige Lohe,
Darüber mein Wunsch wie ein Sperber kreist,
In die verhüllt der schaffende Menschengeist
Wandelnd über die Ebene geht.





Inhalt

Der Zug der Häuser

Dämmerungen

Stadt, du steinernes Ackerland

Seite

Aus dem vollen Herzen

Am Rande einer grauen Stadt

Seite



Von **Armin T. Wegner** sind im gleichen Verlage erschienen:

Zwischen zwei Städten
Gedichte in Prosa
Höre mich reden, Anna-Maria

Nach Friedensschluß erscheinen:

Der Weg ohne Heimkehr,
Briefe aus Bagdad
Im Hause der Glückseligkeit,
Aufzeichnungen aus der Türkei.

Gedruckt bei Albert Schulze in Roitzsch.
Zeichnung zum Umschlag und zum Ori-
ginaleinband von Bernhard Klein.

